Benedictus.

Roman

von

Karl Heigel.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

Erstes Kapitel.

Faun.

Cosima und Guido standen auf der Treppe und winkten noch ein Adieu ihren Gästen zu, die, von Bedienten geleitet, hinabstiegen. Als der Wagen donnernd aus dem Thorweg fuhr, athmete Guido auf; er war dieser Gäste mit Freuden ledig. „Kommst Du mit?“ fragte er, im Begriff, zu den Zechgenossen zurückzukehren.

„Wenn Du es nicht verlangst —“ entgegnete sie leise.

„Dann gute Nacht!“

„Guido!“

Er stieg die Stufe wieder empor. Das war ja ein seltener Ton! Er maß seine Frau mit erstauntem Blick. Sie schlug die Augen zu ihm auf.

„Ich hätte Dir etwas zu sagen —"

Er öffnete rasch die nächste Thür und lud durch eine Handgeberde zum Eintritt ein.

Schüchtern und doch erregt, wie Marmor blaß, aber auch leuchtend, Psyche, die vor dem Fallen der schützenden Hülle schaudert, stand Cosima vor ihm.

Beim Himmel, dachte er, schön ist sie doch!

Ihre Wimpern hatten sich wieder gesenkt, und ihre Finger griffen fiebernd in einander.

„Ich habe Dich um Verzeihung zu bitten."

Er zuckte triumphirend empor. Also doch! Schwach wie alle, aber im Bekenntniß ihrer Schwäche doppelt reizend! „Wir waren beide thöricht, Cosima", sprach er hastig. „Du mit Deinem Mißtrauen sahst zu viel, und ich war blind bisher."

„Du bist von Natur und durch Erziehung anders, als ich. Das hätte ich nicht vergessen oder früher erwägen sollen. Ich werde den Weg zu Deinem Herzen suchen."

„Du hast's! Du hast's!"

„Ich bin wieder Dein."

„Mein!" rief er, und die Leidenschaft loderte aus seinem Blick. „Mein!" wiederholte er und preßte Cosima an sich.

Im nächsten Augenblick hatte sie sich losgerissen

und starrte, die Hände abwehrend vorgestreckt, mit dem Ausdruck des Abscheus auf ihn.

„Nun? Was ist nun wieder?"

Sie sagte nichts, als: „Geh'!"

Er that einen schwankenden Schrit vorwärts, da hatte sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen, die Hand am Glockenzug.

Wuthschnaubend schüttelte er den Arm gegen Cosima. „Ich gehe", sagte er, „aber ich vergesse Dir diese Schmach niemals. Jetzt sind wir geschieden."

Ihre Lippen bewegten sich: „Ja!"

Um elf war Flor in seinem Zimmer. Er hatte sich, wie es seine Gewohnheit nach größeren Strapazen gleich solch einem Diner war, bis zu den Füßen umgekleidet, ließ seinen Kammerdiener dann die brennenden Kerzen auf den Kamin stellen, damit sie ihn nicht blendeten, und lehnte sich bequem in den Lehnstuhl zurück.

„Haben Sie noch etwas, Swell?"

Letzterer fragt, ob der gnädige Herr auch heute noch einen Spaziergang machen werde.

„Das hängt von den Umständen ab. Jedenfalls bleiben Sie vorläufig munter."

Der Diener verneigte sich, blieb aber stehen.

„Noch etwas?“

Mr. Swell hielt den Blick bescheiden zur Erde gerichtet. „O, eine sehr große Kleinigkeit! Man sprach heute drunten vom Pavillon!“ Mit dem drunten, das er mit einer gewissen Verachtung aussprach, war das Bedientenzimmer gemeint.

Flor aber richtete sich aus seiner bequemen Stellung merkwürdig schnell empor. „Was sprach man?“

„Von einem Gerücht, daß der Pavillon bewohnt sei. Ein Gärtnerbursche will darin singen gehört und einer der Leibjäger heute eine weißgekleidete fremde Dame in der Nähe des Pavillons gesehen haben.“

Herr von Flor stampfte mit dem Fuß auf die Erde. „Da haben wir's! — Und was sagten Sie dazu?“

„Ich behauptete, die Stimme sei eine Vogelstimme und die Dame in Weiß die Frau Gräfin gewesen.“

„Warum nicht lieber ein Gespenst, Swell?“

„Man würde mir das Gespenst nicht geglaubt haben, gnädiger Herr.“

„Ah bah, die Papisten glauben auch am hellen Tag an Gespenster!“

„Vergebung, Herr von Flor, ich meinte, die Leute würden das von mir nicht geglaubt haben.“

Flor sah ihn mit Wärme an; er war stolz auf

seine Perle. Bei aller Delicatesse welches Selbstbewußtsein! Der Kammerdiener, wie er sein soll, und doch Gentleman.

„Die Sache erfordert Nachdenken, Swell! — Geben Sie einen Tropfen Heliotrop in mein Tuch — und — ja — es ist gut.“

Mr. Swell that, wie ihm befohlen war, verbeugte sich und verschwand geräuschlos wie ein Schatten.

Nun legte Flor ein Bein über das andere und dachte nach.

Ich habe es vorausgesagt, ich bin also ohne Schuld. — Das Beste für mich ist, ich reise ab — und das Beste für Mademoiselle, sie folgt meinem Beispiel Fatale Geschichte — und fing so schön an. Ach, zwanzig Jahre jünger! — Das Diner war übrigens gut — ohne Blech wär' es sogar sehr gut gewesen. Die Gräfin decolletirt reizend — aber Mutter! — und — o Toinette!

Als Guido kurze Zeit darauf ins Zimmer trat, saß Herr von Flor fest eingenickt und — wir berichten es mit Bedauern — schnarchte.

„Hollaho, alter Knabe! Flor! He! Schnarchen Sie doch nicht!“ schrie der Graf sehr unzart auf ihn.

Flor richtete sich schlaftrunken auf. „Was ist's? Was gibt's? All right!“

„Den Teufel all right! Alles geht quer!“

„Sie haben eine eigenthümliche Art, einen zu wecken!“ schmollte Flor. „Ich glaubte Sie bei der Gräfin.“

„Ich komme auch von der Gräfin.“

„Nun?“

„Sie hat mir die Thür gewiesen — wahrscheinlich war ich ihr nicht nüchtern genug.“

„Sind Sie es denn nicht?“

„So gut wie Sie. Aber lustig bin ich, verliebt bin ich und ein Weib küssen möcht' ich!“

„Das konnten Sie ja thun.“

Guido ging wie ein wildes Thier auf und nieder. „Daß sie die Bedienten und Pfaffen zusammengerufen hätte und wir blamirt gewesen wären? — Diese Komödiantin! Ihr erster Schritt war nach der Klingel!“

„Ich verstehe noch immer nicht. Beruhigen Sie sich doch!“

Der Graf sah nicht aus, als ob er sich so bald beruhige.

„Erst hält sie mich zurück“, erzählte er, weniger des andern wegen, als um sein Blut noch mehr aufzupeitschen; „hält mich zurück, spielt die Sanfte, bitte mich um Verzeihung, erröthet und stottert wie eine verliebte Klosterfrau — und wie ich sie nun auf

meinen Schooß ziehe —" Er stampfte mit dem Fuße. „Bin ich nicht Ihr Mann — ist's nicht mein Recht? Sie todtküssen hätte ich sollen! Es reut mich jetzt, es nicht gethan zu haben."

„Die Gräfin ist zarter organisirt, als andere Frauen. Freuen Sie sich doch darüber! Ich begreife Sie nicht."

„Ueberspannt ist sie! Aber ich werde sie heilen. Wenn Frauen die fromme Dulderin spielen wollen, muß man ihre Geduld auf ernste Proben stellen."

„Vielleicht ist die Gräfin morgen besser gelaunt."

„Vielleicht; vielleicht auch nicht. Ich gehe wie Tanhäuser in den Hörselberg."

„Zur Fel?" rief der andere mit ungeheucheltem Erschrecken. Aber Guido betrachtete ihn mit einem Satyrblick. „Ihre sittliche Entrüstung ist gut, Flor! — Sagten Sie mir nicht, daß sich das Mädchen langweilt? Daß dem Vogel der Käfig zu eng wird? Nun denn, unterhalten, trösten wir sie! Es ist doch endlich an der Zeit, daß ich meinem Gaste die Honneurs mache."

Flor schüttelte den Kopf. „Die Sache schien mir nie geheuer, und diese neue Wendung gefällt mir am wenigsten. Daß endlich etwas geschehen müsse, sagt mir die Vernunft; ob Sie aber in Ihrer heutigen

Stimmung das Rechte thun werden, möchte ich bezweifeln. Was wollen Sie denn eigentlich?"

„Fürs erste zu Pferd und ins Freie! Mein Blut kocht." Er maß wieder das Zimmer. Dann stellte er sich vor Flor hin und sprach ruhiger weiter. „Man ist dergleichen Spazierritte, die bis übermorgen dauern, von mir gewohnt. Unglück in der Liebe, Glück im Spiel. Wenn die Gräfin schmollt, setze ich im Warsdorfer Offiziersclub die ersten zehn Louis auf die Dame. Meine Leute wissen das. Brauche jetzt meinem Severin nur eins überzuziehen, und er kennt meine Stimmung und kriecht in die Federn."

„Vergessen Sie den Feiertag nicht."

„Um so besser! Läuft Alles ins Dorf. Die Frohnburger ziehen Tanzmusik und Bier der Mondschein- und Waldromantik vor. Binnen einer Stunde bin ich beim Pavillon, und Sie oder Swell öffnen mir, und wir halten eine Sitzung im Stil des seligen Großpapas."

Flor, von der Fruchtlosigkeit aller Einreden überzeugt, fügte sich seufzend. Der Graf aber riß einen Fensterflügel auf und lauschte hinaus. Vom Dorf herauf klangen die tiefen Noten der Contrabässe.

In diesem Augenblick beschlich etwas sein Herz wie trübe Ahnung: Wenn du dein Vorhaben aus-

führst, verlierst du dein Weib und vielleicht mehr. Noch kannst du zurück. Bleib'!

Aber er schüttelte das letzte Bedenken ab und reichte dem Mitschuldigen die Hand zum Abschied.

„Auf Wiedersehen im Pavillon, und wenn ich der Mamsell Vernunft predige, seien Sie mein Anwalt!“

„Der Advocatus Diaboli“, sagte der andere, gute Miene zum bösen Spiel machend.

Als Guido gegangen war, wartete Flor am Fenster, bis jener aus dem Thorweg ritt. Dann rief er durch einen Druck auf die Tischglocke seinen Diener herein.

„Vogue la galère!“

Im Dorfe brannte nur in wenigen Häusern Licht. Wer nicht schlief, war im Gasthof, der freilich noch hell erleuchtet und von unten bis oben voll Dranges und Klanges war. Als Guido das Dorf im Rücken, den Nebelsee der Ebene vor sich hatte, trieb er mit „Faust“ und Schenkeln sein Pferd zum Galopp, ließ es dann gestreckten Leibes und in großen Sprüngen in der Carrière dahinstürmen — vorbei an Feld und Wald, und parirte es erst dicht vor dem mondbeglänzten Friedenthal.

Klang da nicht Musik? — Die feiern doch nicht

auch Fronleichnam? dachte Guido. Er ritt im Schritt die lange Häuserzeile hinab.

Es war, als ob die weißen Wände über ihren Schatten spähend sich emporreckten; einige Hunde schlugen an, verstummten aber, sowie sie den Cavalier witterten, und verkrochen sich unterthänigst. Niemand war auf der Straße, und das Schweigen in den Häusern.

Jetzt sah der Reiter über die Kirchhofshecke. Die Grabkreuze standen alle kerzengerade in Reih und Glied, und diese saubergehaltenen rechtwinkeligen Kieswege waren kein „Gespenstersteig“.

Nun war die Musik deutlich vernehmbar. Im Pastorhause wurde Klavier gespielt.

Der Rasen des Lindenplatzes erstickte den Hufschlag, und Guido konnte, ohne entdeckt zu werden, in das helle Zimmer sehen.

Ein Bild bescheidenen, aber wahren Glückes bot sich ihm. Auf dem Sopha saßen, Hand in Hand, die Eltern; mit dem andern Arm hielt der Prediger den einen Knaben umschlungen, während der jüngste sich an die Mutter schmiegte. Justine hatte den Platz am Klavier.

Der Graf empfand bei diesem Anblick weder Neid noch Rührung. Das Gesicht der Predigerstochter

fand er im Profil sehr hübsch, aber sie ist ihm zu blond.

Ueberhaupt, was haben diese Leute so spät zu concertiren! Horch, die Kirchenuhr schlägt — mit einem sehr bescheidenen Stimmchen — einmal, zweimal — halb zwölf! Er nimmt den Hals des Pferdes, das sich schnaufend vorbiegt, zurück — ein Sporenstoß, und wieder fliegt er dahin.

Jetzt schallt der Huf auf gebahnter Straße, dann verschlingt der schwarze Wald Roß und Reiter.

Zweites Kapitel.

L'inferno.

Nachdem Guido wüthend die Thür hinter sich ins Schloß geworfen hatte, barg Cosima, vor Erregung zitternd, ihr Gesicht in die Hände. Sie verabscheute in jenem Augenblick ihren Gemahl. — Dann kam die Ruhe der Erschöpfung über sie.

Die Zofe, die nach ihrer Herrin sah, fand sie, nach langem Suchen dort und da, im Schlafzimmer ihres Söhnchens.

Es lag über dem Hof mit der Panssäule.

Cosima saß am Fenster, das sie der Luft und dem Mondlicht geöffnet hatte. Sie hielt den Kopf auf die Hand gestützt, und seine schönen Linien hoben sich vom dunklen Hintergrund, dem gegenüberliegenden Gemäuer ab.

Ihre Zofe hatte die Lampe, die sie trug, auf einen Spiegeltisch zwischen den Fenstern gestellt und machte große Augen.

„Aber, Frau Gräfin —"

Cosima wandte den Kopf nach ihr.

„Jesus Maria, mein Schrecken, Sie hier mutterseelenallein und im Dunkeln zu finden!"

„Ich werde heute hier schlafen."

Die Augen der andern wurden noch größer. „Frau Gräfin vergessen, daß Sie noch in voller Toilette sind —"

Cosima sah an ihrem Rosa-Seidenkleid hernieder und dann auf die weißen, leichten Gewänder, welche Fanny über dem Arm trug.

„Mache, was Du willst, ich bin todmüde. Auch die Augen schmerzen mich."

„Das kommt Alles von der schwülen Luft", meinte Fanny. „Ich fürchte mich zwar vor Gewittern, aber es wäre Zeit dafür." Sie blies die Backen auf. „Puh — man möchte bis ans Kinn im Wasser sitzen —"

Das Schleppkleid Cosima's rauschte über die Dielen.

„Du hast Recht", sagte sie, „vorhin fror mich, aber jetzt ersticke ich vor Hitze —"

„O, wenn erst die enge Taille herunter —"

Während das Mädchen die knisternde Seidenrobe beiseite legte, stand Cosima wieder in sich versunken. Nur daß die Brust sich hob und senkte, unterschied diese von der marmornen eines hellenischen Götterbildes.

Plötzlich kam Leben in sie. Es durchlief sie ein Schauder. „Fanny", rief sie ungeduldig, „eile Dich doch!" Dann mit einem erschrockenen Blick auf das offene Fenster: „Wie kannst Du vergessen, die Laden zu schließen!"

„Wer soll denn hereinsehen!" sagte Fanny, während sie sich hinausbog und die in rostigen Angeln knarrenden Laden schloß.

Benedictus stand in seinem Gemach am Fenster und lehnte die Stirn an den aufgestützten Arm. Er hatte die Lampe ausgelöscht, damit das milde Dunkel seine Seele beschwichtige.

Doch in der heißen Stille der Nacht beschlich ihn die Versuchung. Sie raunte ihm den süßen Namen der Gegenwart ins Ohr und lieh verblaßten Bildern der Vergangenheit frische Farben. Eine schöne, hoheitsvolle Frau, zu der er als Jüngling ehrfürchtig und doch pochenden Herzens emporgesehen, wandelte durch

seinen Traum und rief ihm eine Erinnerung, oft gebannt, niemals erstorben, lebendiger als jemals wach.

Ein waldumkränzter klarer See dehnt sich vor ihm aus. Er fühlt die Mittagsglut, die über dem wellenlosen Wasser zitterte, riecht den Duft der blühenden Weiden, zwischen denen er damals lag. Da schreitet die Hehre, Herrliche jenseits aus dem Walde und langsam zum Ufer. Dort steht sie eine Weile in sich versunken, entknotet dann das Haar und löst den Gürtel vom lichten Kleid —

Scham und Begier kämpfen in ihm, er will rufen, doch kommt kein Ton über seine vertrockneten Lippen; bald toben alle seine Pulse, flimmert es vor seinem Blick —

Gewaltsam riß sich Benedictus aus dem sündigen Traum empor — Was war das? Zauberei? Wirklichkeit? Mit seinen leiblichen Augen sah er das weiße Götterbild von damals lockend, leuchtend, lebendig vor sich. Nur das Antlitz war ein anderes — Cosima!

Er brach in die Kniee und bedeckte sein Gesicht.

Umsonst! umsonst!

Die Luft ist Umarmung, und ob er die Wimpern schließt, in seinem Gehirn ist das Chaos einer Wal=

purgisnacht. Aus der einen wurden tausend, und sie schlingen den Reigen um ihn, sie, die in ihrer Schönheit grausamer sind, als Erinnyen.

Es fiel ein Schatten auf seine Traumwelt. Er blickte wirr und irr empor und erkannte Gregor, der, ein Licht in der Hand, vor ihm stand.

Diese Erscheinung wirkte auf Benedict wie das Alarmsignal auf den Soldaten. Er sprang gesammelt und gefaßt, kampfbereit empor.

„So spät noch wach?“ fragte Gregor.

„Ich gebe Dir die Frage zurück.“

„Die Sorge um Dich läßt mich nicht schlafen.“

„Nimm Platz!“ war die kühle Antwort darauf.

„Ich stehe lieber.“

Eine Pause trat ein, dann sagte Gregor, den Blick unverwandt auf den Freund gerichtet, der die Wimpern gesenkt hielt:

„Ich möchte Dich an Ignatius von Loyola erinnern.“

„Was soll's mit ihm?“

„Dem Heiligen nahten einst Versuchungen, und seiner lautern Seele bemächtigten sich Zweifel. Ja, so sehr gewann das Böse Macht über ihn, daß er an

Selbstmord dachte, aber das Wort eines Beichtvaters richtete ihn wieder auf!“

Benedict schwieg.

„Verstehst Du mich denn nicht?“

„So halb und halb. Du willst, daß ich Dir beichte.“

„Ja, ich möchte in der Stunde der Versuchung Dein Gewissen und Dein Tröster sein.“

Benedict wies auf die Brust und dann auf die Stirn. „Mein Gewissen habe ich hier und meinen Trost hier.“

Gregor riß die Geduld. „Dein Gewissen ist stumm“, rief er, „und Dein Geist ist verfinstert! Du siehst, ein Priester, ein Mönch, siehst eines Andern Weib —“

„Kein Wort davon weiter!“ unterbrach ihn der andere mit einer wilden Entschlossenheit, der selbst Gregor gehorchte.

Nachdem sie sich eine Weile lang schweigend gemessen hatten, begann Gregor mit milderem Ton als vorher, ja, mit Thränen in der Stimme:

„Ich mein' es ja gut. Schau', ich komme zu Dir

wie der Schutzengel zu Johannes Carrera, wenn er ihn zu den Horen weckte. Laß mich denn Alles, was ich Dir warnend, bittend sagen möchte, in das eine Wort zusammenfassen: Flieh'!"

„Wohin?"

„Wohin? — Benedict! Benedict! es gibt für Dich nur eine Wahl: zwischen der Hölle und der Kirche!"

„Kennst Du das Wort: Nichts brennt in der Hölle, es sei denn unser eigener Wille? Wenn ich nun die Hölle in mir trüge, nähme ich sie nicht auch in die Kirche mit?"

„Das ist Lästerung unserer Kirche, und ihr Fels ist Gott!"

„Unsere Kirche — aber kann man sagen: unser Gott?"

„Ruchloser! Unsere Kirche, die allein seligmachende, die allein unfehlbare —"

„Die unfehlbare!" schrie Benedict auf, „die Gott und Welt, Geist und Fleisch, Glauben und Vernunft in Zwiespalt brachte? Die dem Gedanken nichts, als den Haß entgegensetzt?"

Gregor stieß einen dumpfen Wuthlaut aus, doch

bezwang er sich ein letztes Mal. „Du läßt Dich von der Leidenschaft hinreißen.“

„Weil ich am Segen Eurer Schule kranke. Wenn sie Demuth lehrt, wie kann sie die Triumphe zählen, die sie durch Feuer und Schwert, durch ehernen Zwang gewann? Geht christliche Liebe im Purpur? Arm und einsam in der Wüste konnten wir Heilige sein, in der Fülle der Macht und Größe wurden wir hochmüthig. Doch wenn die Ruhe und Klarheit dahin, wenn die Disciplin des Denkens verloren, bleiben nur noch die Fieberphantasien des Wahnsinns. Siehst Du nicht die Warnzeichen und Merkmale davon an unsern Kirchenfürsten? Verloren haben sie alles Maß von Zeit und Raum, blind sind sie für alle thatsächlichen Verhältnisse. Das ist der Wahnsinn. Da sie den Felsen auf Wolken bauten, stürzt ihn endlich der Sturm!“

„Das lügt Satan aus Dir!“

„Ich lüge nicht, denn ich bekenne. Sieh, Rom, auf mich! Nicht den schlechtesten deiner Priester sieh von denselben Flammen, an denen wir die Andacht unserer Gemeinde entzünden, von denselben Flammen vergiftet und versehrt. Aus der

Knechtung des Geistes und Gewissens steigen sie, ein unreiner Brodem, auf und züngeln um jeden deiner Priester; sicher ist keiner vor ihnen, und wir haben über sie keinen Sieg, denn Ketten sind keine Pflicht!"

„Unglücklicher!" rief Gregor und fing den Zuckenden, Taumelnden in seinen Armen auf.

„Durch Euch!" zitterte es noch von den Lippen Benedict's, dann schlug die Finsterniß über ihm zusammen.

Drittes Kapitel.

Die Frohnburger Kritik.

„Fräulein Fanny, darf ich Sie um eine Extra-tour bitten?"

„Aber, Herr Severin, es wird mir zu viel —"

Frage und Antwort wurden zwischen Kammerdiener und Kammerjungfer gewechselt in der zwar sehr engen, aber durch gewählte Gesellschaft sich auszeichnenden Wirthsstube, welche die Schloßdienerschaft für sich „reservirt" hatte.

Er stand, nicht ohne Gefahr, von hinten einen Schub zu erhalten, in der immer ballfähigen Kammerdienertracht vor ihr, den Kopf anmuthig geneigt, die

Arme lose niederhängend und die mit zu engen Lackstiefeln gestraften Füße auswärts gesetzt.

Die sehr brünette Jungfer hatte ein schneeweißes Perkalkleid und darunter einen Steifrock mit kunstvoll gestickten und gefältelten Volants an, den sie beim Walzen so sehr zur Geltung brachte, daß man nicht wußte, tanze sie im Kleid oder im Unterrock. Jenes gehörte ihr und dieser — Sie verrathen sie ja nicht — der Gräfin.

Der Tisch, woran man saß, trug eine ansehnliche Reihe Weinflaschen, der ordinäre Bierkrug befand sich entschieden in der Minderheit. Ihr Rang forderte, ihre Mittel erlaubten ihnen das.

Ein erlesener Kreis!

Da war die Frau Castellanin, eine kugelrunde, ältliche Dame, mit einem Heiligenschein von Tüllfalbeln; da der wegen seines Sarkasmus berühmte und gefürchtete Küchenmeister; da der Leibkutscher, der eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem Frohnburger Pfarrer hatte; der Obergärtner, dessen stechender Blick und rabenschwarzer Vollbart mehr an die Abruzzen, als an friedliche Rosen- und Tulpenbeete erinnerten; da waren die beiden Leibjäger in ihren goldbetreßten

Grünröcken, da endlich Vincenz der Stallknecht, weniger wegen seines Berufs, denn als Günstling des künftigen Schloßherrn angesehen. Der minorum gentium, der simplen Diener, Köchinnen und Stubenmädchen gedenke ich nur flüchtig. Auch an Ehrengästen war kein Mangel. Schulmeister und Küster hatten für diesen Abend Urphede geschworen, und der gräfliche Cabinetssecretär seinen Eid, sich partout nicht mehr mit dem Bedientenvolk gemein zu machen, zum neunundneunzigsten Mal gebrochen. Dieser Jüngling trug zwei schmerzliche Wunden, den Gram über seine gesellschaftliche Zwitterstellung und eine aussichtslose Leidenschaft für die Kammerjungfer in der Brust.

O dieses Mädchen!

Wie hinreißend hübsch und herzzerreißend kokett war sie heute Abend wieder! Wie verstand sie es, über den Antrag des Herrn Severin verschämt die Augen niederzuschlagen und dabei nach ihrer Gardedame, der Castellanin zu schielen, die ihr ermunternd zunickte: „In der Jugend muß man Alles mitnehmen. Tanzen Sie doch!“

Und Fanny, das Kleid und den erwähnten Steifrock zierlich hochnehmend und die andere Hand

auf den Arm ihres Cavaliers legend, verschwand in der Thüröffnung zum Tanzsaal, wo die Woge der auch diesem Ball nicht fehlenden „Thürlagerer“ sofort wieder zusammenschlug, dem verzweifelten Blick des Cabinetsschreibers eine undurchdringliche Schranke.

Die Musikanten, welche pausirt hatten, begannen eine Polka aufzuspielen, den einzigen Tanz, den er tanzen kann. Und sie hüpft ihn mit einem Andern!

In solcher Stimmung ist man zu herausfordernden Bemerkungen und kühnen Behauptungen geneigt.

Er warf sein langes Haar zurück, trank sein Glas leer und stieß es auf den Tisch.

„Und ich sage Ihnen, meine Herren“, rief er mit einem trotzigen Blick auf die Tafelrunde, „an der Geschichte ist etwas, und im Pavillon wohnt Jemand.“

Der Küchenchef rümpfte die Nase. „Woher wissen Sie das mit solcher Bestimmtheit, mein Herr?“

„Weil ich zwei classische Zeugen — ein juristischer Ausdruck, meine Herren — zwei classische Zeugen dafür habe. Da ist der Herr Leibförster Hubert — er ist leider nicht anwesend — der im Pavillon singen gehört, und der Gärtnerbursche Nazi, der eine fremde Dame im Park gesehen hat.“

„Gerade umgekehrt“, wandte der Obergärtner ein, „der Nazi hat gehört und der Förster gesehen.“

„Das ist völlig irrelevant — juristischer Ausdruck für unerheblich, meine Herren.“

„Bitte schön! Mein Nazi ist so dumm, daß er eine Menschenstimme nicht vom Gimpel unterscheiden zann. Also was der sagt —“

„Bleibt immer noch der Förster. Waidmänner haben bekanntlich scharfe Augen.“

„Ja, aber die Herren Waidmänner schneiden auch gern auf.“

Stimme der Leibjäger: „Oho!“

Der Obergärtner, trotz seines stechenden Blickes ein friedfertiges Gemüth, klopft beruhigend dem nächsten Jäger auf die Schulter und trinkt mit beiden auf Waidmanns Heil.

„Ich bleibe dabei“, nahm die Castellanin das Wort, „die Stimme sowohl wie die weiße Frau waren eine arme Seel’, die auf Erlösung ausgeht.“

Jetzt zog der Schulmeister sein Licht unterm Scheffel hervor.

„Mit Verlaub, Frau Castellanin“, begann er, den Finger an die Nasenspitze legend, „das ist unmöglich.

Sie müssen nämlich wissen, daß ein Gespenst dünner ist, als die Luft. Ergo kann man am Tag keine Gespenster sehen, sondern nur bei Nacht."

Aber die Castellanin meinte, sie traue dem Frieden niemals nicht.

Der Koch dagegen ging noch weiter, als der Schulmeister. Er sei ein Freigeist. Es gebe überhaupt keine Gespenster.

Das rüttelte selbst den dicken Leibkutscher auf! „Was!" schrie er, wuchtig auf den Tisch schlagend, „es gibt keine Gespenster? Na, das ist stark. Erlauben Sie, Herr Küchenmeister, nicht nur Menschen, sondern sogar Thiere gehen nach ihrem Tode um. Sie alle erinnern sich noch an die Jenny, die englische Fuchsstute, die der gnädige Herr in seiner Rage 'mal todtschoß, weil sie an keinem Schubkarren vorbei wollte. War sonst eine Seele von einem Thier. Also die Jenny war todt und ihr Stand leer, aber, so wahr ich hier sitze, ich habe sie noch ein Vierteljahr lang — ach, was sag' ich, wenigstens sechs Wochen lang! — Nacht für Nacht im leeren Stand schnaufen und stampfen und an der Halfterkette rasseln gehört, bis ich auf den Einfall kam, drei Messen lesen

zu lassen, natürlich nicht für die Jenny — so g'scheidt bin ich auch — sondern für meine eigene Nachtruh'."

Er wies auf den Reitknecht. „Fragen Sie 'mal den! Hab' ich Dir nicht hundertmal gesagt: Du, im Stall geht's um?"

„Ja, das wohl", meinte der Vincenz, etwas zögernd, „aber g'hört hab' ich nichts."

„Wer an Gespenster nicht glaubt, glaubt auch an den Teufel nicht, bis er ihn holt", sprach der Meßner feierlich.

In diesem Augenblick kehrte das Tänzerpaar von seiner Extratour zurück.

„Gespenster hin, Gespenster her", rief der Cabinetsschreiber mit einem glühenden Blick auf die Jungfer, „man muß den Pavillon untersuchen."

Die sämmtlichen Damen kreischten über diese Zumuthung auf.

„Haben Sie den Schlüssel?"

„Nein, aber Augen, um durch das Schlüsselloch zu sehen, und Ohren, um an den Laden zu horchen."

„Na, aber die Schläg', wenn der Herr Graf Sie dabei erwischt!"

„Darum muß man es nachts machen.“

Den Damen lief es eiskalt über den Rücken, die Gentlemen rückten dichter zusammen — kurz, die Stimmung wurde gemüthlich.

Im Tanzsaal war es unterdessen merklich stiller geworden, von den Musikern behaupteten nur noch zwei Geigen und eine Clarinette das Feld, und der tanzenden Paare wurden immer weniger, der Kreis der Zuschauer lichtete sich.

Der Kammerdiener, der neben Fanny Platz genommen hatte, faßte seinen hoffnungslosen Nebenbuhler fest ins Auge.

„Wären Sie im Stande, das auszuführen?“

Der andere warf einen träumerischen Blick auf Fanny und einen muthigen auf die Männer, schlug auf den Tisch und schwur: „Sofort!“

„Großartig!“

Sie — Fanny — sprach's, sie fand ihn großartig! Er stürzte wonnetrunken nach seinem Hut, rief: „Ich geh' hin!“ und war, ehe sich die andern von ihrer Ueberraschung, ihrem Staunen erholen konnten, hinaus.

Die Kammerjungfer nahm zuerst wieder das Wort.

„Was die Leute sich Alles einbilden, es ist großartig! Schaut mich der Mensch an, als ob ich ihn von seinen Dummheiten abhalten sollte! Was geht denn das mich an? Großartig!“

„Glauben Sie wirklich, daß er hingeht?“ fragte die Castellanin mit einer mütterlichen Regung.

„Der?“ zuckte der Kammerdiener die Schultern.

„Lassen Sie ihn doch!“ sagte einer der Leibjäger. „Ich bin froh, daß er fort ist. Kann man doch endlich ein offenes Wort miteinander reden.“

Es blinkte in aller Augen verständnißvoll. Der Kreis schloß sich noch dichter

„Ist droben wieder was los?“ fragte der Küchenmeister.

Severin sah sich vorsichtig um und nickte dann vielsagend mit dem Kopf.

Die Kammerjungfer zog einen tiefen Seufzer ein.

Es herrschte ein nur sekundenlanges, aber inhaltsvolles Schweigen. Dann trat der ältere Leibjäger mit der Beobachtung hervor, daß er und sie seit einiger Zeit so wenig miteinander redeten.

„Das würde noch nichts heißen", meinte Severin, „aber wenn der Tafeldecker hier wäre —"

„Ja, wenn! Wenn er sein Hauskreuz nicht hätt'!" schaltete der Küchenmeister ein. Derselbe war Junggeselle aus Grundsatz.

„Würde er Ihnen sagen können, daß wir wieder sehr viel Champagner trinken. Das ist immer ein schlimmes Zeichen."

Dem Schulmeister leuchtete das Uebel nicht recht ein.

„Was aber Alles niederschlägt: wir sind heute Nacht 'mal wieder nach Warsdorf geritten!"

Ein zweiter tiefster Seufzer zog die Aufmerksamkeit auf Fanny; sie sah schwermüthig in den Schooß.

„Was reitet er denn?" wandte sich der Leibkutscher an Vincenz.

„Den Blitz."

Was die Jungfer vorhin seufzte, pfiff jetzt der Kutscher.

„Und wir schlafen heute im Zimmer der jungen Erlaucht", spielte nun auch sie ihren Trumpf aus.

„Welche noch immer auswärts sind", sagte Jemand.

Der Günstling Seiner jungen Erlaucht runzelte die Stirn.

„Meinem Ludwig —“ hob der Schulmeister an, wurde aber sofort von der schneidenden Stimme des Kammerdieners und durch ein unwilliges Gemurr der andern unterbrochen.

„Schweigen wir von ihm! Wer sich mit den Friedenthalern gemein macht —“

„Er blamirt uns“, sagte der Meßner.

Das arme Schulmeisterlein duckte sich, und die Gesellschaft ging wieder zur brennenden Frage über.

Als einer von der Möglichkeit eines Ereignisses sprach, das er nicht näher zu bezeichnen brauche, verdrehte der Küster fromm die Augen.

„Was der Himmel zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen.“

„Wie Exempel zeigt“, warf ihm der aufgeklärte Kochkünstler ein, „werden Ehen nicht immer im Himmel geschlossen.“

„Recht hat er!“ rief der Leibkutscher mit einem Faustschlag auf den Tisch. „Um gut zu fahren, müssen die Pferde gerade und in gleicher Richtung an den Zügel gestellt, mit einem Wort, gut versammelt sein. Aber daran fehlt's bei uns droben. Sie passen nicht zu sammen. Das ist der Casus!“

Er hatte allen aus der Seele gesprochen, und nur weil den Damen immer das letzte Wort gebührt, machte Jungfer Fanny die persönliche Bemerkung, daß — wie es auch enden möge — „unsereins, Gott sei Dank, nicht in Verlegenheit kommen kann“.

Man sprach längst von andern Dingen; der Gesellschaft schönere Hälfte, sowie Meßner und Schulmeister hatten sich bereits zurückgezogen, und im Tanzsaal brannte nur noch ein einsames Talglicht, als die späte Stunde eine große Ueberraschung brachte.

Herein trat der Herr Secretär am Arm des englischen Kammerdieners.

Die Gesichter aller wurden länger, aber Mr. Swell setzte der Kälte Würde entgegen und nahm mit der Miene eines Menschen Platz, der sich seiner gesellschaftlichen Stellung und geistigen Ueberlegenheit vollkommen bewußt ist.

„Ich bitte, mir zu Ehren Ihre Conversation nicht zu unterbrechen.“

„O bitte — Sie stören durchaus nicht!“

Gleichwohl trat eine lange Pause ein.

Der Schreiber saß wie ein armer Sünder da; sowohl der stumme Vorwurf der Gräflichen wie

der klägliche Ausgang seiner Entdeckungsreise bedrückte ihn; nur die Abwesenheit der Damen gewährte einigen Trost.

Endlich fiel die verhängnißvolle Frage, was er denn im Pavillon gesehen habe?

Er zwang sich zu einem Lächeln. Herr Swell sei so freundlich gewesen, ihn der Mühe einer genaueren Exploration — er verschluckte diesmal den „juristischen Ausdruck" — zu überheben.

„Sie selbst waren also nicht dort?" fragte Severin, wobei er die Brauen so hoch als möglich zog.

„Nein — das heißt — ich mußte ja einen großen Umweg machen, um in den Park zu kommen. Glücklicherweise schien der Mond — schon war ich in der Kastanienallee und sah den Pavillon, ich muß gestehen, in einer recht unheimlichen Beleuchtung, da — da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter —"

„Die Hand war meine", sagte Swell, und alle blickten auf sie, eine große, breite, aber wohlgepflegte Hand.

„Ich — ich war natürlich schnell wieder gefaßt; wir begrüßten uns, und da ich keinen Grund hatte,

einem Cavalier wie Mr. Swell den Zweck meines Spaziergangs zu verhehlen —"

„Um welchen zu fragen ich so frei war —"

„Stellte sich heraus, daß Mr. Swell in der gleichen Absicht den Pavillon ex — explorirt hatte."

„Und ich kann Ihnen allen die bestimmte Versicherung geben, daß sich im Pavillon auch keine Maus rührt", sagte der Engländer mit gehobener Stimme.

„Worauf Mr. Swell die Freundlichkeit hatte, mich hierher zurückzubegleiten."

„Um hier ein Glas Wein mit Ihnen zu trinken. Wünschen Sie Weiß oder Roth?"

„Ich richte mich ganz nach Ihnen."

„Well, so werden wir eine Flasche Hungary-Wein trinken."

Und Mr. Swell goß innerhalb einer halben Stunde seinem jungen Gaste so viel Ungarwein ein, daß derselbe vom Hausknecht zu Bett gebracht werden mußte.

Worauf Flor's Perle mit den übrigen Herren, welche sich, sie mochten wollen oder nicht, ebenfalls unter

dieser großen, breiten, aber wohlgepflegten Hand befanden, nach dem Schloß aufbrach.

Während der gräfliche College das Thor aufschloß, sandte Swell einen letzten Blick über das schlafende Dorf und das weite Land.

Der Himmel hatte sich verfinstert, am Horizont aber war ein Wetterleuchten.

Viertes Kapitel.

Wetterleuchten.

War es die elektrische Spannung der Luft, was Mademoiselle Fel nervös erregte? Sie hatte die Nachricht von Guido's Besuch mit ungläubigem Lächeln vernommen, den Kommenden mit heller Freude empfangen. Nun saßen sie zu dreien um den blumengeschmückten, silberschimmernden Tisch, und Toinettens Wangen, die in der letzten Zeit weiß und klar geworden waren, daß sie des Puders nicht mehr bedurften, bekamen Farbe, ihre Augen wieder Glanz; der prickelnde Wein, die Huldigungen des schönen Mannes, die abenteuerlichen Umstände brachten sie bald in Stimmung, doch

so frei und natürlich wie sonst gab sie sich nicht, ihre Munterkeit hatte einen Stich. Auch Flor war nicht der Alte, er, der Welt- und Lebemann, beging wiederholt den gröbsten gesellschaftlichen Verstoß, nachdenklich zu scheinen. Nur Guido's Laune blieb unverändert. Sein Pferd hatte er bei einem Förster, dem Vertrauten früherer Abenteuer, gelassen und war zu Fuß auf einem andern Wege zurückgekehrt. Doch hatten ihn Ritt und Marsch nicht ermüdet, sondern erfrischt. Keine Mahnung an das Morgen, kein Bedenken, kein Gewissen erwachte in ihm; er fühlte nur die Wonne zu leben. Jeder Blick, den sie unter den breiten Wimpern auf ihn heftete, zündete in seiner Brust, und wenn sie halb lüstern, halb verlegen lächelte, dachte er an den Kuß auf diese Lippen.

„Und Sie hatten hier keine Furcht?“ fragte er, nachdem sie von Paris und ihren Trouviller Tagen geplaudert hatten.

„Furcht? Nein“, antwortete sie, „aber eine eigenthümliche Beklommenheit, die mir nachgerade unerträglich wird. Bei allem Luxus erinnert dies Haus an eine Gruft. Am schwülen Tag überrieselt es mich zuweilen, als lege sich mir eine kalte Hand auf die Schulter.“

Jetzt ruhte der heiße Blick Guido's auf ihren Schultern, die das Spitzenkleid nur verschleierte, nicht verbarg.

„Toinette“, rief der Verliebte, „ich bin Ihnen Genugthuung schuldig! Anstatt meines Sohnes überliefere ich mich Ihnen selbst. Befehlen Sie, meine Königin!“

„Ah, mein Herr, Sie haben schon eine Gebieterin.“

„Nicht mehr; seit heute nicht mehr. O meine schöne Dame, ich finde nicht nur den Pavillon, ich finde das ganze Frohnburg dumpf und traurig wie ein Grab. Entfliehen wir ihm!“

„Sie würden —“

„Ich will ins Leben zurück; ich folge Ihnen nach Paris!“

„Paris! Paris!“ jubelte Toinette, doch gleichzeitig fuhr Flor aus seinem Schweigen auf: „Still!“

Ihre Blicke folgten ihm, der leise zum Fenster trat.

„Man spricht unten“, flüsterte er ins Gemach. Guido schnellte empor, aber jener wehrte ihn winkend zurück. „Es ist Swell und ein Fremder —“

„Ich werde —“

„Sie werden hier bleiben und Swell machen lassen.“

Flor horchte wieder hinab. „Da gehen sie schon.“

„Sie sind fort“, sagte er nach einer Pause und kehrte auf seinen Platz zurück. Er sah sehr verstört aus.

„Sind wir verrathen?“ fragte Toinette.

Flor zuckte die Schulter. „Wenn es der Fall ist, trägt meine schöne Freundin selbst die Schuld. Man wandelt nicht ungestraft unter — unter Kastanien.“ Er machte einen schwachen Versuch, über den schalen Spaß zu lächeln.

„Lassen Sie doch!“ schrie Guido mit bösem Blut. „Ich nehme keine Rücksicht mehr auf das Vettern- und Basengezeter. Hol' sie alle dieser und jener! Sie, Toinette, reisen morgen voraus, und nicht zwei Tage gehen ins Land, komme ich Ihnen nach.“

„Morgen“, sagte Toinette und seufzte aus beklommener Brust. „Was kann nicht Alles bis

morgen sich ereignen! Ich wollte, ich wäre schon fort."

„Jetzt, da wir uns endlich, endlich wiedergefunden?" versetzte Guido und zog ihre Hand an sich. „Ich sehnte mich nach Ihnen, Toinette —"

„Ich kann das nicht glauben."

„Sehen Sie mir in die Augen!"

Sie hob den Kopf, und ihre Blicke begegneten einander.

Sich gewaltsam entwehrend, sagte sie zu Flor:

„Bringen Sie niemals Ihren Freund zu einer Dame, die Sie lieben, Herr von Fleur; er ist ein gefährlicher Mann —"

Ein halbes Stündchen wurde noch verplaudert, dann machte sich Flor zum Gehen fertig.

„Kommen Sie mit?"

„Sie wollen wohl nach Hause begleitet sein?"

„Nicht deshalb", entgegnete Flor, „sondern weil es mir rathsam scheint, Sie hörten erst von Swell —"

Guido schlug ihn lachend auf die Schulter „Den Rath dictirt Ihnen der Neid, alter Freund! Nein, ich bin es dem Andenken meines Großpapas

schuldig, unsere schöne Schäferin zu unterhalten, bis sie —"

„Sie fortschickt", fiel Toinette verlegen ein.

Flor zog die Brauen hoch. „Auf Wiedersehen denn!"

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen — morgen!" erwiderte sie und ließ ihm ihre Hand zum Kuß.

Der Graf gab dem Scheidenden mit einem Armleuchter das Geleit und schloß die Flurthür wieder hinter ihm ab. Als er in den Saal zurückkehrte, sah er Toinette am Fenster stehen. Sie hatte einen Ladenflügel geöffnet und bog sich in die Finsterniß hinaus.

Plötzlich fuhr sie mit einem Schreckenslaut zurück.

Die Nacht hatte gesprochen; ein Wetterleuchten zeigte ihr den dräuenden Himmel.

Fünftes Kapitel.

Das Geheimniß des Pavillons wird aufgedeckt.

Etwa zwei Stunden weit von Frohnburg führt ein Pirschweg zwischen Hügeln hin, eine im Sommer immer schattige Schlucht. Vom Scheitel des höchsten Hügels hat man eine herrliche Aussicht. Nahe umher ist Alles Wald, wölbt sich Wipfel an Wipfel; angrenzt die fruchtbare Mark Friedenthals mit der Ortschaft und dem stattlichen Wohngebäude derer von Bruck, dann wandert der Blick wieder mit dem Wellenzug saftgrüner Baumkuppeln, dem ungeheuren Frohnburger Forst; wie vom Walde emporgehoben, ragt höchst das

Schloß der Grafen Geldern; weiterhin dehnt sich die Ebene.

Hier oben, wo unter einem Ahornbaum eine Ruhebank angebracht war, saß Benedict in der Mittagsstunde, am Tage nach dem Feste.

Nach dem geräuschvollen Gestern lag Frohnburg heute wie im Zauberschlaf. Den Grafen, hieß es, hielten Geschäfte in der nächsten Stadt zurück, die Gräfin war leidend.

Aber auch Himmel und Landschaft hatten ein völlig verändertes Aussehen. Windgejagte Wolken warfen ihre Schatten auf die Wiesen und wogenden Aehrenfelder, düster, mit unruhigen Kronen, dräute der Wald.

Benedict schenkte den Vorgängen in der Natur keine Aufmerksamkeit. Weder die brütende Stille bedrückte ihn, noch lenkte das Windgebrause, das sie stoßweise unterbrach, den Zug seiner Gedanken. Er hatte keinen Blick für die Gewitternacht, die über den Horizont sich erhob und hinter den Flugwolken langsam, aber unabwendbar heraufstieg.

Er dachte nur an seine Schicksalswende.

Und jetzt hing das Gewitter mit fahl entflackernder

Lohe und dumpfem Grollen über dem Frohnburger Schloß und Wald, jetzt zürnte es auch über ihm.

Der Tag ist aufgesogen, ringsum Dämmernacht, in der die ersten schweren Tropfen fallen. Ein tiefes Athemholen des Sturms und Aufzittern der Erde, dann chaotischer Wirbel. Der Regen prasselt im Blätterdach, Wind wirft sich heulend auf die Welt, in Flammen steht sie und vernimmt des Donners Königsstimme.

Benedictus hatte sich erhoben und weilte so, an den Baumstamm gelehnt, recht inmitten des Aufruhrs. Ihm bangte nicht, daß ein Wetterkeil den Ahorn und ihn vernichte, denn er dachte an den vollsten Pulsschlag des Lebens, an die That!

Noch rangen Pläne und Entschlüsse verworren in seiner Brust, doch kein Wagniß schien ihm zu kühn.

Was er gestern, vom Sturm der Empfindungen weggekrümmt, seinem Klosterbruder zugerufen, will er dem ganzen Klerus ins Antlitz schleudern:

Das kirchliche Ideal weiche dem sittlichen!

Wie nicht Fasten und Beten, nicht härenes Gewand und Stachelgürtel vor dem Sinnenbrand schützte,

der in den Scheiterhaufen des Mittelalters lodert, in des siebenten Gregor Bulle vom Cölibat schwelt und jene heiliggesprochenen Ungeheuer erzeugte, die Unsittlichkeit mit Frömmigkeit zu paaren wußten: sind unwirksam die Dogmen! Wer die Freiheit zu irren verflucht, schmiedet um der Schöpfung Höchstes, die denkende Stirn, eiserne Ringe, denn irren heißtsuchen!

Darum begreift Ihr nicht das Göttliche, sondern betet nur an!

Ich will an den Grundvesten Eures Tempels, an den vier letzten Dingen rütteln!

Wer an die Schuld Unschuldiger und ewige Verdammniß glaubt, kann nicht an die ewige Liebe glauben.

Ich will von Eurer Stirn das Wort Weihe wischen und darauf Widerspruch! schreiben.

Widerspruch, wenn wir das Brautpaar segnen; Widerspruch, wenn wir von Sünden lossprechen; Widerspruch, wenn wir zu Sünden verfluchen.

Widerspruch ist Stillstand. Doch wenn Ihr auch in die Speichen der Weltgeschichte hemmend greift: zum Lebensquell der Sonne reicht Euer Bannstrahl nicht hinan.

Ich lebe: ich bin die Zukunft!

— — — — — — — — — —

Das Gewitter dauerte nur kurze Zeit, auch der Regen versiegte, noch bevor er das dichtere Laub durchdrungen. Doch horch! Da Sturm und Wetter schwieg, wurde der beflügelte Schall hastig geschwungener Glocken vernehmbar; von Osten her zitterte er wie ein Angstruf durch die Luft und erschreckte Benedict. Das war ein Feuersignal aus Frohnburg! Ein Blitz hat dort gezündet.

Indem er dies dachte, durchbrach ein Sonnenstrahl das entlastete Gewölk, streifte den Wald und fiel breit auf das Frohnburger Schloß. So stand es in goldener Lohe, keine rothe Flamme, kein Rauch zeigte sich.

Dennoch war das Geläut keine Täuschung und rief zur Rettung, nicht zur Andacht.

Er eilte hinab, den weiten, weiten Waldweg bis zum Park zurück, so rasch, als es auf den schlüpfrigen Pfaden unter triefenden Bäumen möglich war.

Die Glockentöne verstummten, und das horchende Ohr vernahm nichts mehr, als die wiedererwachten Stimmen frohen Naturlebens. Es schmetterte der

Wald. Baum und Rasen verströmten köstlichen Wohlgeruch. Aber ein Alp lag auf des Priesters Brust, die Ahnung eines Unglücks wuchs mit jedem Schritt.

Wo ein Weg nach Friedenthal sich abzweigt, saß ein altes Mütterchen auf einem Markstein, die Trage mit Reisig neben sich. Sie rückte und rührte sich nicht, noch sprach sie den üblichen frommen Gruß, als Benedict an sie herantrat, sondern starrte ihn mißtrauisch wie eine wildfremde Erscheinung an.

„Kommt Ihr von Frohnburg?"

Die Alte verzog grinsend das Gesicht, über das sich ein Netz kleiner Runzeln spannte.

„O nein", erwiderte sie, „dorthin kommen wir Friedenthaler nicht." Sie sprach nicht in der breiten Mundart der Frohnburger Bauern.

„So wißt Ihr auch nicht, ob es dort eingeschlagen, gebrannt hat?"

„Nein — wir dürften dort ja doch nicht löschen. Als Anno zehn —"

„Verzeiht, ich habe Eile." — Und indem er mechanisch den Hut zog, sagte er ein gedankenloses: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Sie antwortete nicht: „In Ewigkeit, Amen!“ sondern schlichtweg: „Ja.“

Es war ihm seltsam zu Muthe: er beschleunigte seinen Schritt und hatte doch den heimlichen Wunsch, daß der Weg unter den singenden Bäumen kein Ende nehmen möchte. Aber da war auch schon die Grenzscheide zwischen Wald und Park.

Als Benedict das knarrende Gitter schloß, sprang jenseits ein Reh über den Steig. Husch!

Nun knirschte der feuchte Kies unter seinen Füßen, doch die Schatten des Blätterdachs gaukelten noch immer vor ihm her. Bald überschritt er den Pfad, den er mit Flor gegangen war, und das Bild von gestern trat ihm in die Seele, die düstere Kastanienallee, das verwitterte Haus und die einsame Wallerin.

Dort, wo sich der Weg zu diesem Geheimniß ins Dickicht verlor, schlug eine Nachtigall. Benedict aber eilte geradeaus.

Auf dem Teich, der das himmlische Blau und die letzten fliehenden Wolken spiegelte, kreiste ein Schwan. Er streckte den Hals und schlug mit den Flügeln, da Benedict vorüberschritt.

Alles war wie immer, und doch hing etwas in dieser Luft, es streifte an ihm vorüber, es schwebte vor ihm her.

Endlich war die Terrasse erreicht. Einige Diener standen droben vor der Saalthür und flüsterten miteinander. Jenes Etwas, das Ereigniß, lag auf ihren Gesichtern und offenbarte sich in der Scheu, mit der sie zur Seite traten, um den Priester vorbeizulassen.

Er gelangte durch den leeren Speisesaal ins Treppenhaus. Auf dem ersten Absatz, unter dem Conterfei eines Fischungeheuers mit einem Krönlein auf dem Kopf, das einer Sage zufolge im siebzehnten Jahrhundert im Schloßteich gesehen worden, saß Mr. Swell. Wie es schien, in der Erwartung Benedict's, denn er ging letzterem eine Stufe entgegen und sagte mit einer steifen Verbeugung:

„Herr von Flor bittet um Ihren Besuch, Herr Professor.“

„Ist ein Unglück geschehen?“

Hatte der Gentleman die Frage mißverstanden oder wollte er sie mißverstehen? Er antwortete:

„Bitte, die dritte Thür rechts. Uebrigens werde ich Sie melden.“

Auch Flor blickte geheimnißvoll und sah verstört, gealtert aus.

„Wissen Sie es schon, Herr Professor?“

„Du mein Gott, nein! aber ich ahne ein Unglück — die Frau Gräfin —“

„Die Gräfin hat vorläufig die Migräne“, versetzte der andere trocken. „Das geht vorüber — aber das arme, arme Mädchen!“

„Ist also doch Jemand verunglückt?“

„Verunglückt? Sagen wir gemeuchelt! Ah, mein lieber Professor, wir sind alle des Zufalls Narren! Erinnern Sie sich an die Dame gestern in der Kastanienallee?“

„Die Dame in Weiß? Ja.“

„War sie nicht schön?“

„Ich glaube.“

„Ich glaube? Professor, was sind Sie für ein Mensch! Schön wie der Tag, sag' ich Ihnen! Schön, jung und lebenslustig — o!“

„Nun?“

„Sie ist vom Blitz erschlagen worden.“

Nach einer Pause fuhr Flor ruhiger fort: „Der Blitz schlug in den Pavillon — Sie wissen, am Ende

der Allee! Gärtner sahen den Strahl; gleich darauf loderte die Flamme aus dem Dach. Des Feuers wurde man Herr, aber im Zimmer fand man den Grafen bewußtlos und unsere weiße Dame todt. Wenn sie beim Einschlagen nebeneinander gesessen hätten, wäre vielleicht das Umgekehrte der Fall, denn nach Boudin bevorzugt der ungalante Blitz entschieden das männliche Geschlecht."

„Und wer ist die Unglückliche?"

„Hm — das ist's, warum ich Sie zu mir bitten ließ. Es gibt Geschichten, die man todtschweigen muß. Sagen wir, das arme Kind wurde in Paris geboren, um in diesem Nest hier zu sterben. Ihr Herr College wird das Vorsehung nennen — ich nenne es anders."

Der Professor sah den andern wie durch einen Schleier. „Ist es — ist es so, daß die Gräfin frei wird?" fragte er zögernd.

„Ja, wenn sie will, wird sie wohl geschieden werden."

Benedict verrieth seine Gemüthsbewegung nur durch ein Vorstrecken der rechten Hand.

„Aber", setzte Flor, ihn fest ins Auge fassend,

hinzu, „aber glücklicher wird sie dadurch nicht. Abgesehen davon, daß sie als Katholikin, soviel ich weiß, keine andere Ehe schließen kann, schleppt sie das heutige Unglück wie eine Kette nach, solange sie lebt. Der Graf erholt sich von diesem Schlag; er wird bald wieder so lustig und leichtsinnig und liederlich wie bisher sein. Don Juan bessert sich nie und Don Juan erhält immer Pardon. Weil aber die Gesellschaft ihr Opfer haben muß, wird sie sich an die Gräfin machen. Mit der Miene des Bedauerns zischelt man sich dies und jenes über sie ins Ohr; um sich für ihre Reinheit zu rächen, betappt und betastet man ihren Ruf so lange, bis er einen verdächtigen Schiller hat, und sollte sie wirklich einmal straucheln, stößt man sie aus ohne Gnade."

Der Professor nickte schwerfällig. „Ja, ja, Sie kennen die Welt. — Die Arme!"

„Es ist der Widerwille der Gesellschaft gegen das Unglück", fuhr Flor fort. „Wenn unsere Freundin klug ist, zieht sie sich in eine stille Ecke zurück, wo man ihrer vergißt."

Und thät's die ganze Welt, einer vergißt sie nicht, dachte Benedict.

Er begab sich in sein Zimmer. Gestern so glühend, vor wenigen Stunden noch so muthig, fühlte er sich jetzt an Leib und Seele müde. Es war ihm, als hätte er zwischen heute und gestern Jahre gelebt und wäre längst hoffnungslos.

Gegen Abend kam ein Diener und lud mit der Miene eines Leichenbitters den Professor zur Gräfin.

Er traf sie in Hut und Shawl. Waren auch ihre Wangen blaß, ihre Augen verweint, empfing sie doch den Priester gefaßt und voll weiblicher Würde. Ohne des Ereignisses selbst zu erwähnen, sprach sie, die behandschuhte Rechte darreichend: „Ich wollte Frohnburg nicht verlassen, ohne Ihnen Adieu zu sagen. Ich begebe mich mit Wissen und Willen des Grafen vorläufig zu meiner Freundin, Frau von Bruck. Hoffentlich scheiden wir nicht schon heute für immer, ich sehe Sie noch einmal in Friedenthal. — Beten Sie für mich!“

Benedictus war keines Wortes mächtig.

Um acht Uhr hatte die Köchin dem hochwürdigen Herrn Balthasar Püchelhuber den Tisch zur Abend-

mahlzeit gedeckt und des Fasttags wegen zwar kein Fleisch, aber verschiedene andere gute Dinge einladend zurechtgestellt. Es schlug neun, und noch immer nicht rief er nach seinem Abendtrunk, sondern lief in der Stube umher, wo auf dem Stehpult die Studirlampe brannte. Das war noch niemals dagewesen. Aber in solcher Lage hatte er sich auch noch nie befunden.

Nachdem der erste Schrecken über das Ereigniß des Nachmittags vorüber war, versuchte er, aufs höchste entrüstet zu sein, ohne daß es ihm gelang. Die Handlungsweise des Grafen war freilich nicht schön und die Strafe des Himmels im Ganzen gerecht, allein warum das gerade in seinem Sprengel geschehen mußte, konnte er nicht einsehen. Das gibt einen Heidenskandal, und schließlich wird Niemand dadurch gebessert. Wie soll er sich benehmen? Soll er als Seelsorger dem Grafen ins Gewissen reden, nachdem der Himmel selbst so deutlich gesprochen hat? Außerdem bleibt der Sünder immer noch Herr von Frohnburg, mit dem man es eben der heiligen Kirche wegen und nebenbei um des guten Kellers willen nicht ganz verderben darf. Was aber sagt er der Gemeinde? Wenn er sich diese Gelegenheit entgehen

läßt, seinen lieben Bauern von der Kanzel herunter die ehelichen Pflichten und Tugenden ans Herz zu legen, macht er sich die sämmtlichen Weiblein in und um Frohnburg zu Feinden. Auch den Pater Gregor nicht zu vergessen! Was wird der dazu sagen, wie sich verhalten? Bis jetzt vertrugen sich er und der Graf ganz gut, doch wenn die zwei Hartköpfe einmal an einander gerathen —

Bei der Erwägung dieser Möglichkeit stand der Hochwürdige plötzlich still.

„Nun, und wenn der Fall eintritt!“ sagte er sich; „posito, sie werden grob gegeneinander, so wird aus dem Handel nichts, und der Herr Pater geht wieder hin, wo er hergekommen ist. — Resi!“ schrie er, wieder lebensmuthig, ja begeistert durch die Thür; „Resi, mein Bier!“

Es klopfte. Der Schullehrer und der Meßner wünschten Hochwürden schönen guten Abend, worauf jeder der drei einen Seufzer ausstieß.

„Ist das eine G'schicht!“

„Schrecklich!“

„Mein Ludwig —“ hob der Lehrer an, doch der

Küster, der ihm gleichsam das Wort vom Munde wegschnappte, schrie: „Was?“ und der Hochwürdige schlug die Hände zusammen: „Was hat denn Ihr Ludwig damit zu thun?“

„Ah so, Hochwürden sprechen von der andern Sache?“

„Ja, was soll's denn sonst noch geben?“

„Mein Ludwig“ — der Meßner schnappte wieder — „geht nach München —“

„So lassen Sie ihn gehen!“

„Aber für Rechnung des Herrn von Bruck —“

„So seien Sie doch froh!“

„Aber nicht als Candidat —“

„Heiliger Nepomuk!“ rief Püchelhuber, sich vor Ungeduld die Ohren zuhaltend, „lassen Sie doch endlich Ihren Ludwig laufen, wohin er Lust hat, und erzählen Sie mir, wie's im Schloß ausschaut!“

Auf diese Frage rollte Gottlieb Egidius nur die Augen empor und hob die Hand.

„Und was sagt man im Dorf?“ wandte sich der Pfarrer zum Meßner.

Letzterer drückte sich in ähnlicher Weise mimisch aus.

„Schlimm! schlimm! schlimm!“ stöhnte der Hochwürdige. „Sind die Herren vom Gericht und der Doctor noch oben, Schulmeister?“

„Die sind längst fort. Sie machten absichtlich den Umweg durch den Park.“

„Versteh', versteh'. — Haben Sie was gesehen?“

„Ja freilich. Dem neuen Herrn Praktikanten wurde übel, und so nahm man mich als Protokollant. Hier ist übrigens eine Copie für Euer Hochwürden.“

Püchelhuber nahm das Document mit Widerwillen an sich, legte den entfalteten Bogen auf das Pult, putzte seine Brillengläser und las sodann mit halblauter Stimme, langsam und nicht ohne unterschiedentliche Empfindelaute den „Bericht des Dr. med. Andreas Geiger, prakt. Arztes in Pfarrkirchen“.

„Mlle. F.“, lautete derselbe, „befand sich während des Gewitters umstehenden Datums in einem Pavillon des gräflichen Parks. Sie saß mit dem Rücken am offenen Fenster. Gärtnerburschen kamen auf der Flucht vor dem Regen in demselben Augenblicke vorüber, als der Blitz in den Saal schlug. Sie sahen deutlich, daß Mlle. F. von ihrem Sitz schnellte und dann sofort wieder zurücksank.

Graf G., gleichzeitig in der Tiefe des Saals, war bewußtlos niedergefallen, ohne den Blitz wahrgenommen zu haben, kam aber wieder zu sich, war seiner Sprache mächtig und im vollen Besitz des Gesichts wie des Gehörs; nur in den Beinen fühlte er eine geringe Lähmung, welche sich jedoch bald wieder vollständig verlor.

Die F. zeigte bei Ankunft des Referenten an den Armen bereits Todtenstarre. Vom rechten Ohr zog sich eine mehrere Zoll breite Brandwunde über die Brust."

Hier folgte eine ausführliche Schilderung des Leichenbefundes. Der Bericht schloß:

„Herz normal."

Eine Stille trat ein, dann that Küster Mendel die verhängnißvolle Frage: wann die Beerdigung stattfinde?

„Die Beerdigung?" rief Püchelhuber. „Was geht sie denn uns an?"

„Hochwürden, Hochwürden", wandte der Meßner mit bedenklicher Miene ein, „schließlich ist die Person nur verunglückt, und was ihr Verhältniß zum Herrn Grafen betrifft: etwas G'wisses weiß man nicht."

„Wie dem sei, eine Person, die so unheimlichen Tod gestorben, gehört auf keinen katholischen Kirchhof — da drehten sich ja alle Andern im Grabe um! Nein, nein, nein! Meinen Respekt vor dem Grafen, doch den Willen thu' ich ihm nicht. Non possumus! — Uebrigens wird er's gar nicht verlangen", fügte er sich besänftigend hinzu, „wird seinem Ruf nicht auf eigenem Grund und Boden den Leichenstein setzen."

„Aber wer soll sie denn begraben?"

Püchelhuber gab dem Meßner einen leichten Stoß vor die Brust. „Mendel", sagte er mit einem pfiffigen Grinsen, „lassen wir die lutherischen Friedenthaler dafür sorgen! Ich gönne ihnen die Mamsell."

Sechstes Kapitel.

Das letzte Schäferstündchen.

Die gräfliche Dienerschaft saß mit Ausnahme Severin's, der beim Grafen wachen mußte, um den großen Eßtisch im Gesindezimmer. Auch die Blume des letztern, die Kammerjungfer, war noch da, sie sollte erst am andern Morgen ihrer Herrin mit der Garderobe folgen. Es roch sehr stark nach Rum, denn die Damen servirten Thee. Trotz der geistigen Anregung floß das Gespräch nur träge, und es traten lange Pausen ein, aber man las sich ganze Geschichten von den Gesichtern ab. Mr. Swell, der heute Abend „frei" war, saß der sehr nervösen Kammerjungfer zur Rechten. Er benahm sich gelassen und würdevoll wie

immer, er war im Vergleich zu den andern geradezu erhaben, der Biedermann des Horaz, den weder Irdisches aus der Fassung bringt, noch Jovis Wetterkeil,

nec fulminantis magna manus Jovis.

Als der Schreiber an ein Fenster ging, kreischte Fanny auf und erklärte mit aller Entschiedenheit, „dergleichen Dummheiten" nicht leiden zu wollen.

„Aber, Fräulein Fanny, von hier aus kann man ja nur ins Dorf sehen. Außerdem ist's stockfinster."

„Alles eins — ich bin ohnehin schon halb todt gegrault; entweder bleiben Sie bei mir sitzen oder suchen sich einen andern Platz!"

Der Cabinetssecretär kehrte reuig an ihre Linke zurück.

„Sagen Sie 'mal, Mr. Swell", fragte der Mundkoch, „als aufgeklärter Mann, würden Sie auch heute in den Pavillon gehen?"

Die Kammerjungfer hielt sich die Ohren zu.

„Sicher, doch warum sollte ich? Wir wissen jetzt, was im Pavillon war."

„Sie haben also gestern doch nicht recht gehört",

sprach der Koch, wobei er die andern vielsagend anblickte.

„Ich habe nichts gehört", erwiderte Swell sehr ruhig und doch sehr deutlich, „beweisen Sie mir also, daß ich etwas gehört hätte."

„Ich bitt' Euch!" flehte die Kammerjungfer, und da die Kukuksuhr gleichzeitig die zwölfte Stunde zu rufen anfing, blieb es einige Minuten lang still.

„Wer geht da?" sagte der Schreiber, indem er sich nach der Thür umsah.

Es kam Jemand den Corridor entlang.

Fanny klammerte sich instinctiv an denjenigen ihrer Nachbarn, der sie anbetete. „Der Herr Graf ist's nicht", sagte ein Jäger. „Ein Geist!" sagte die Castellanin. Aber Mr. Swell, allen Hypothesen abhold, ging gelassen an die Thür und öffnete sie weit.

Es war der Professor, der, ohne einen Blick ins helle Zimmer und auf die Spähenden drin zu werfen, langsam vorüberschritt. Er hatte nach Art der Mönche, wenn sie nachts zur Hora gehen, eine Kapuze über den Kopf gezogen und trug eine Handlaterne.

Er begab sich in den Park.

Nur die Laterne leuchtete ihm, denn am Himmel war wieder tiefgehendes Gewölk. Im schwanken Schein, der auf Hecken und Baumwände fiel, glitt dem Mönch der eigene Schatten, gleichsam ungeduldig, zuweilen voraus.

Manchmal ein Rascheln im Dickicht, am Weiher der eintönige Chor der Frösche und ein gurgelnder Ton des Wassers unterbrachen allein die Stille seines Wegs.

Jetzt bog er in die Kastanienallee.

Hier wandelten einst in manch einer solchen Sommernacht zierliche Damen in kokett geschürzten und gebauschten Kleidern, das Haar hoch frisirt und gepudert, ein Schönheitspflästerchen über dem lachenden Mund, an der Seite ebenso geputzter Cavaliere in Schuhen und seidenen Strümpfen. Bebänderte Pagen trugen Windlichter voran, und aus dem Pavillon strahlte gastlicher Glanz.

Wo sind jene fröhlichen Schönen und galanten Herren hin? Wo müßte man ihre Paare zusammensuchen, und wie würden sie sich heute wiedererkennen, die Gräfin den Chevalier, der Prinz die Baronesse?

Am Ende der Allee blinzelte Benedict ein Licht entgegen, wie das Signal für ein Stelldichein.

Es kam aus dem Pavillon. Doch wenig einladend, verwahrloster, düsterer denn je, wie geplündert sah das Haus selbst aus. Ein paar Leitern lehnten am Gemäuer; einige Laden schienen gewaltsam aufgestoßen zu sein, einer hing vom Angel. Die Luft umher roch brandig.

Benedictus trat in den Sitzungssaal der verliebten Schäfer. Das zierliche Rococogemach wurde heute von einer großen, plumpen Stalllaterne beleuchtet.

Ueberall zeigte sich Unordnung, verriethen sich hastige Hände. Die Stühle waren beiseite und zusammengeschoben, einige umgestürzt, hier hatte man den Champagnerkühler auf den Boden gestellt, hier die zerfetzten Stücke einer Frauenkleidung hingeworfen. An einer Stelle klaffte unter dem Plafond die zartfarbene Seidentapete, und ein Streifen schwärzlicher Flüssigkeit sickerte daran hernieder. Inmitten des Zimmers aber, auf dem Tisch, lag unter einem weißen Laken, eckig und länglich, ein Etwas.

Die Augen der sämmtlichen Nymphen und

Bacchanten an den Wänden waren auf diese Ueberraschung gerichtet.

Benedictus blieb, von leisem Schauder geschüttelt, an dem einen Tischende stehen, dann ermannte er sich, trat hinzu und zog mit fester Hand das Laken fort.

Mademoiselle Toinette Fel! Doch nein: Mademoiselle Fel war das Lachen, das Plaudern, die Schönheit, der Reiz; dieser eiskalte, starre Leib, dies mißfarbene Antlitz, das unter den Wimpern den letzten Blick verwahrt, den Blick auf die Lösung des Räthsels Leben — —

„Das ist das Ende“, sprach Benedictus dumpf vor sich hin.

Am Morgen wurde der Professor zu Gregor gerufen. Er traf ihn, mit dem Rücken am Fenster lehnend, einen geöffneten Brief in der Hand.

„Ich sah Dich gestern nicht. Bist Du wieder wohl?“

„Ich danke Dir, ja.“

Es war bezeichnend für Gregor, daß er des

schrecklichen Ereignisses mit keiner Silbe erwähnte, sondern sofort zu Klostersachen überging.

„Pater Hieronymus hat mir geschrieben."

„So? Wie geht's unserm guten Pater Prior?"

„Lies!"

Benedict nahm den dargereichten Brief und las:

„Hochwürdiger, geliebter Bruder Gregor!

Gelobt sei Jesus Christus! Gestern um fünf Uhr Morgens ist unser guter Hirt und innigst geliebter Pater Prior, mit den heiligen Sterbesakramenten versehen, gottselig entschlafen. Laetitia sempiterna erit ei!

Dies Ihnen und dem Herrn Professor Pater Benedictus zur Nachricht. Wer Amt und Würden des Seligen übernehmen, die verlassene Heerde fortan schützen und führen soll, ist keinem von uns zweifelhaft, und ich freue mich, der erste zu sein, der Sie, geliebtester Bruder, beglückwünscht.

Hieronymus, P. O. P. B."

„Was sagst Du?"

Benedict blickte mit feuchten Augen vor sich hin. Dann sagte er leise: „Er hat den Frieden."

Das war's nicht, was Gregor gemeint hatte. „Halte Dich bereit", sprach er barsch. „Der Graf wird mir voraussichtlich jetzt alle Forderungen bewilligen. Am Montag reisen wir!"

So sehr schon hatte der Brief seine Wirkung gethan, daß nichts mehr von Freundesmilde und Nachsicht in Gregor's Antlitz, in seiner Stimme war. Er befahl.

Und der andere neigte das Haupt: „Ich bin bereit."

Siebentes Kapitel.

Die Glücklichen.

Das Gewitter, das des Pavillons Geheimniß aufdeckte, verrieth noch ein zweites.

Der Steinerne, im Entschluß bedächtig, mit dem Beschlossenen niemals zaudernd, ließ nach seiner Unterredung mit Graf Geldern am folgenden Morgen früh Ludwig zu sich kommen. Bald verband ein lebhaftes Gespräch die Gatten und ihren jungen Gast und gab letzterem Gelegenheit, sein Wollen und Können klar zu legen. Er erschien durch Talent und Gesinnung, in Form und Wesen vornehm, sodaß Frau von Bruck unwillkürlich in den heiter herzlichen Ton

verfiel, den sie sonst nur ihresgleichen angemessen erachtete. Als sie sich trennten, war Ludwig der Sorgen für seine Lehrjahre, das hieß ihm: der Sorgen für seine Zukunft ledig.

Das Gefährt, das ihn geholt hatte, brachte ihn auch wieder nach Frohnburg. Wie anders als auf dem Hinwege schlug ihm auf der Heimfahrt beim Anblick des Friedenthaler Pfarrhauses das Herz! Obwohl jetzt wie vorher Niemand von der Familie sichtbar war, winkte er doch grüßend nach den Fenstern:

„Hab' ich nur erst den Vater beruhigt, eil' ich zu Euch zurück!"

Und die Freude ließ ihm zu Hause nicht Ruhe. Er machte sich noch vormittags, diesmal zu Fuß, auf den Weg nach Friedenthal. Die glutzitternde Luft drückte ihn nicht. Er ging nicht, er schwebte.

O Welt, wie bist du uns so schön, wenn wir den Glauben an gute Menschen haben.

Wohl dachte er an die Trennung, allein wie sehr, wie wunderbar hatten sich die Umstände geändert! Sein Vater ist mit ihm ausgesöhnt, wenn auch noch ein wenig mürrisch. Ein Besserer als der Graf

hält ihn an der Hand und sagt den Spöttern und Zweiflern: Ich nehme auf mich, was er thut.

Ludwig traf im Pfarrhaus ein, da die Frauen eben mit den Zurüstungen zum Mittagsmahl fertig waren. Alle wußten die frohe Nachricht schon; der Steinerne selbst hatte sie ihnen hinterbracht. Und der Jubilar war auch schon erwartet, denn in der Gartenlaube stand ein sechstes Gedeck. Jemand — Jemand, der seit dem Besuch des Gutsherrn wie eine Rose glühte, hatte den Feldblumenstrauß, der sonst inmitten der bescheidenen Tafel stand, heute vor diesen Teller hingesetzt.

Der Gerichte gab es nicht viele, trotzdem war's ein köstliches Mahl. Denn Glück macht gesund, und dem Gesunden schmeckt's.

Indem war das Gewitter heraufgekommen. Als Pastor Hellmuth mit Ludwig vor die Hausthür trat, lag der Dorfplatz in dem eigenthümlichen Licht, das ein Wetter gleichsam vor sich her wirft.

Einige Mägde, vom nahen Kartoffelfeld heimflüchtend, liefen geduckt, als spürten sie schon den Regen.

Während das Gewitter niederging, befand sich

die Familie in der Arbeitsstube des Pastors. Das zärtliche Band, das sie untereinander verknüpfte, gab die Sicherheit eines Talismans; das Grauen wurde in solcher Umgebung beinahe Behagen.

Und welch heller Jubel nach dem Gewitter! Die Fenster wurden dem Sonnenschein, dem Duft und Gesang geöffnet. Man gab sich der Lust der Befreiung hin, als wäre die Haft drückend gewesen. Doch dies Auseinanderfliegen war nur ein Spiel: man trennte sich, um sich zu haschen.

Plötzlich ertönte ein Jammerruf. Der Jüngste kam aus dem Musikzimmer mit der Nachricht gestürzt, daß der Käfig ihres Lieblings leer, daß Hänschen davongeflogen sei. Aus Angst vor dem Gewitter oder aus Freude über dessen Ende.

Welch ein schreckliches Ereigniß!

Die Knaben stürmten in den Obstgarten, denn wohin gäb' es für lockere Zeisige eine klügere Flucht? Justine hatte sich resolut geschürzt und eilte mit Freund Ludwig unter die Linden.

Hunderte von Sperlingen umflatterten und umzwitscherten sie dort, nur ein Gelbrock war nirgends sichtbar.

„Hans! Hans!“ rief das gute Mädchen ganz verzweifelt.

Vielleicht war er nach dem Walde.

Lockend, rufend schritten sie nebeneinander her, jetzt einen Wiesenstreif entlang, jetzt unter die weißstämmigen Birken, welche vor den Waldeingang zarte Zweigschleier breiten.

Und hier entdeckte Ludwig den kleinen Flüchtling.

„Da ist er!“ zeigte er hastig auf einen Birkenzweig, auf welchem Hänschen saß.

„Ist er“, jubelte Justine.

Aber der Vogel, gewißlich nur, um seine Herrin zu necken, flog einige Aeste höher und sah, das Köpfchen schief legend, auf sie herab.

Justine hob sich auf den Fußspitzen empor und streckte sehnsüchtig die Arme nach ihm.

Nie hatte ihre jungfräuliche schlanke und doch so künstlerische Gestalt Ludwig so wie jetzt entzückt. Vom Scheitel bis zur Sohle nirgends ein Tadel, nirgends ein Zuviel, bei aller Feinheit des Baues und der Glieder schwellendes Leben!

Eine stürmische Zärtlichkeit erfüllte ihn, machte ihn kühn. Er faßte sie um die Hüfte, hob sie empor

und entließ sie nur, um sie so fester an die Brust zu drücken und lechzend ihren nicht fliehenden Mund zu küssen.

Hänschen kam bei diesem Anblick freiwillig herab und setzte sich eifersüchtig auf die Schulter seiner Herrin.

Hand in Hand kehrte das Paar ins Pfarrhaus zurück. Die Brüder nahmen den Wiedergefundenen, den das Mädchen mit der freien Rechten an sich gedrückt hielt, jubelnd in Empfang. Frau Beate jedoch blickte erstaunt ins Gesicht ihrer Tochter und dann bedeutsam auf ihren Gemahl; in demselben Augenblick sank ihr Justine, bis in den Nacken erröthend, um den Hals, und Ludwig ergriff beide Hände des Pfarrers.

Abends, da die Gatten unter der Linde saßen, während die beiden Glücklichen, von den Knaben umsprungen, auf und ab wandelten, sagte einmal Frau Beate: „Aber wird Ludwig's Zukunft sich so gestalten —“

„Ei sieh“, fiel der Pastor lächelnd ein, „bist Du jetzt die Sorgende? Seine Zukunft steht auf seiner Stirn — ihn küßte der Genius. Und wir, wir in Friedenthal dürfen glauben, daß die Kunst Gottes ist.“

Achtes Kapitel.

Begräbniß.

Am Morgen des Tages, den Pater Gregor zur Abreise bestimmt hatte, am Montag, hielt ein gräflicher Jagdwagen am Waldsaum unweit Friedenthal. Der Kutscher führte die dampfenden Pferde langsam den Rain hinauf und hinab. Unter den Bäumen saß Mr. Swell auf einem Strunk und las in seinen Times die Dinge, die vor vierzehn Tagen die Welt beschäftigt hatten.

Doch wo war sein Herr?

Wenn Swell den Kopf erhob, konnte er gerade auf das Friedenthaler Gotteshaus mit dem Kirchhof sehen. Dort befand sich zur Zeit sein Herr, angesichts

eines frischgeschaufelten Grabes, in das mit dumpfem Gepolter ein Sarg niederging.

Ein Sarg mit Mademoiselle Fel.

Pastor Hellmuth mit Küster und Todtengräbern, der elegante Herr von Flor und der Mönch Benedictus umgaben ihr Grab. Weiter zurück an der Kirchenmauer stand die Küsterstochter, ein halberwachsenes Mädchen, ein kleines Brüderchen auf dem Arm — eine Sixtinische Madonna en miniature.

Der Himmel aber, der das schöne Weib so jach in die tiefste Tiefe geschleudert hatte, wölbte sich golden und mit rosigen Lämmerwölkchen, mit aller Heiterkeit und Unschuld eines wetterklaren Sommermorgens über der letzten Scene eines Erdenwallens.

Im Strauchwerk flatterten und zankten die Sperlinge; vom angrenzenden Feld hörte man eine tiefe Frauenstimme Jemand beim Namen rufen; dann, während der Pastor ein stilles Gebet sprach, läutete die Glocke in einem nüchternen, geschäftigen Ton — und die erste Schaufel Erde kollerte auf den Sargdeckel — der müden Bacchantin die letzte Gabe.

An der Kirchhofsthür drückte der Pastor Benedict die Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie ge-

kommen sind. Im Samariterdienst fühlen wir uns alle eins!“

Sein schwarzes Sammtbarett lüftend, verneigte er sich vor Flor, warf noch einen Blick auf das Grab zurück und schritt sodann langsam die Dorfstraße hinab.

„Kommen Sie, mein Freund!“ drängte Flor zum Fortgehen. Seine Augen hatten an jenem Morgen einen fahlen Glanz, seine Lippen ein eigenthümliches Zittern. Doch Benedict bat ihn, allein heimzukehren, ihn zog es unwiderstehlich zum Grab der Unglücklichen zurück.

„Wie Sie wollen“, versetzte Flor, „obzwar ich Sie nicht begreife. Was war Ihnen die Todte? Ich habe sie gekannt. Ich —“ Er brach ab und ging hastig, ohne Abschied davon.

Auch die Todtengräber waren fort — um zu frühstücken. Einen im Grabe zuzudecken hat es keine Eile; da friert Niemand mehr.

Benedictus setzte sich auf den nächsten Rasenhügel und stützte den Kopf in die Hand. Stunde um Stunde saß er so, als wenn er wie Daphne einzuwurzeln hoffe. Nur einmal horchte er auf das Draußen. Im

Dorf spielte Jemand das Präludium von Bach. Nur jenes ersten Abends Wellen rauschten, die Stimme, die klagende, über den Wassern war verstummt, die weiße Hand untergetaucht.

Und auch die Welle verrauscht, es ist klanglose Nacht um ihn, wie um das Weib da unten.

Als Muth und Hoffnung seinen Busen schwellten, traf ihn der Blitz der Wahrheit:

Die Sünden der Eltern werden an den Kindern heimgesucht.

Er, Benedictus, büßt für uralte Schuld.

Dem Bräutigam der katholischen Kirche ist ihr Kleid ein Nessushemd geworden. Und wenn er es auch abwürfe, bevor es ihn verzehrt, so würde die Welt doch auf sein Brandmal zeigen.

Als es elf schlug, machte er sich zum Schwersten, zum Abschied von der Gräfin auf den Weg. Frau von Bruck, die ihn von ihrem Fenster aus erblickte, eilte durch den Vorgarten ihm entgegen. Er antwortete auf alle ihre Fragen, sah aber so verstört und vergrämt aus, daß ihr das Herz blutete. Sie beglei-

tete ihn selbst nach den Zimmern, die sie der Freundin eingeräumt.

Und dann stand er vor Cosima.

Endlich fand er Worte.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen.“

Was sie wußte und erwartete, erschreckte sie doch. „So bald?“ sagte sie. „Es wird mir jetzt doppelt schwer, Sie zu verlieren.“

Der Ton, mit dem sie sprach, der Blick, der ihn traf, wühlten allen Sturm in ihm auf. Es brauste um ihn, es griff wild an sein Herz.

Hielt er nicht ihre Hand und ließ sie ihm dieselbe nicht? Wenn er jetzt diese Hand an seine Lippen zöge, wenn er sich niederwürfe vor dem anbetenswerthen Weibe und all sein Leiden und Lieben in ein Geständniß ausströmte, würde, könnte sie ihm widerstehen?

Dort ihr Gemahl, den sie mehr als hassen, den sie verachten muß, den der Himmel selber durch seinen Blitz von ihr geschieden, und hier ein Mann, dem ihre Begegnung ein Verhängniß war, den sie durch einen Hauch ihrer Lippen unsagbar und für immer glücklich machen könnte! O, wenn Liebe jemals Liebe weckte

muß sie es in diesem Augenblick, muß sie dies Weib über alle Schranken hinweg in seine Arme ziehen!

Aber nach diesem Taumel — was dann?

„Gräfin", flehte er aus seinem Seelenkampf, „bei Allem, was Ihnen heilig ist —"

„Was soll mir heiliger sein", rief sie leidenschaftlich, „heiliger als das erste edle, das einzige treue Herz, das ich gefunden! Sie ahnen nicht, was, seitdem wir uns zuletzt gesehen, in mir ringt und stürmt! Schützen, retten Sie mich! Verlassen Sie mich nicht!"

Ja, er wollte sie schützen.

„Cosima", sagte er mit erhobener Stimme, „ich muß Sie verlassen — ich bin ein Priester."

Sie gedachte des Abends im Frohnburger Park, und die Bedeutung seiner Worte errathend, barg sie seufzend das Gesicht.

So standen sie Minuten lang schweigend einander gegenüber.

Dann tönte seine Stimme wieder, aber verändert, weich und voll unwiderstehlicher Güte.

„Ich bin ein Priester, doch nicht mehr der Kirche, die einen leidenschaftlichen, zornigen, rachsüchtigen Gott in den Himmel versetzt, sondern ein Priester, das ist,

ein Verkünder der Lehre, daß Gott in uns ist. Wer sich dazu bekennt, ist mit Gott versöhnt und kann entsagen."

Cosima blickte ihn mit bestürzter Miene an. „Nun erschüttern auch Sie mich in meinem Letzten, in meinem Christenthum?"

„Ueber dem Christenthum steht die Lehre Christi. Ohne die Liebe zur Tugend ist keine Tugend. Und nun: leben Sie wohl!" — Er rang mit seinem Schmerz. Dann fragte er nach ihrem Knaben.

Er sei in Friedenthal.

Benedictus neigte sich zu ihrer Stirn.

„So küssen Sie ihn mit diesem Kuß!"

„Ihren Segen, Vater!" rief sie schluchzend aus und sank in die Kniee vor ihm.

Er legte die Hand auf ihr Haupt.

„Noch einmal: Gott ist in uns!" sagte er leise.

Nachmittags kam Pater Gregor mit dem Kaufvertrag in der Tasche aus dem Zimmer des Grafen. „Schade", dachte er, „daß ich nicht schon heute als Prior unterzeichnen kann. Wenigstens sehen sie im Kloster Schwarz auf Weiß, was sie an mir haben. Der

Wald oder sagen wir das Donnerwetter kam dem Grafen theuer zu stehen."

Er trat schmunzelnd in den Speisesaal, wo Benedictus, Flor und der Pfarrer auf ihn warteten. Er machte sich im Stuhl so breit als möglich, er fühlte sich Herr.

„Auf Ihre Gesundheit, Herr von Flor!" und: „Auf Wiedersehen in unserem Kloster, Herr Pfarrer!"

Als der Tafeldecker Champagner einschenkte, hielt Gregor sein Glas gegen die Sonne.

„Schön schmeckst du", sagte er, „und schön schaust du aus, aber unser Klosterbier ist mir dennoch lieber; der Herr Professor freilich, der sich nur mit der Milch der Wissenschaft nährt, denkt vielleicht anders."

Er schielte unter den Wimpern auf Benedictus.

Dieser schwieg. Plötzlich schlug Gregor, purpurn im Gesicht, mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Verflucht seien die Abtrünnigen!"

„Bauer!" dachte Flor und sah auf Benedictus, der auch jetzt keine Miene verzog.

Auch Balthasar Püchelhuber behielt seine Gedanken für sich: „Wenn sie dich zum Papst machten, brächte mich kein Cardinalshut nach Rom."

Nach Tische ging Benedictus auf die Terrasse, um ein letztes Mal das Bild des Gartens sich einzuprägen. Herr von Flor trat zu ihm.

„Und Sie kehren ins Kloster zurück?"

„Ja."

„Es ist sonst nicht meine Art, Anderer Thun und Lassen zu corrigiren, allein wir haben zusammen so Ungewöhnliches erlebt — sagen Sie mir: kann und darf ein offener Kopf wie Sie wissentlich Falsches lehren?"

„Nein."

„Und doch gehen Sie ins Kloster zurück —"

„Nicht um zu lehren, sondern um zu leiden."

„Ich sehe die Dringlichkeit dieses Martyriums nicht ein."

„Ich kann nicht anders. — Und dann hat mein Entschluß noch eine andere Seite. Nehmen wir an, Sie hätten einen Lehrer, der Sie Falsches lehrte. Werden Sie ihn, wenn er unglücklich ist und im Sterben liegt, werden Sie ihn gerade in der Stunde verlassen?"

„Wenn Sie Ihre Kirche damit meinen, so finde ich sie für einen Sterbenden noch recht lebendig."

„Wer sich auf dem Schiff befindet, täuscht sich über das Sinken nicht.“

Im gräflichen Wagen, der die Priester nach der Bahnstation brachte, saß auch Ludwig. Der Lehrer hatte Gregor um die Erlaubniß gebeten, daß sein scheidender Sohn die Gelegenheit benutzen dürfte, und Gregor hatte sie großmüthig ertheilt. Was lag ihm heute noch an dem Musikus, an ganz Frohnburg! Mag er hinten aufsitzen.

Nach halbstündiger Fahrt bemerkte Gregor, daß sie einen andern Weg als bei der Herreise fuhren.

Der Kutscher entschuldigte sich damit, daß jener Weg kürzer, aber dieser „halt“ besser sei.

Sie kommen durch Friedenthal. Gregor blickte finster auf diese Menschen, die einen Mönch nicht grüßten, und als vor einem Hause auf dem Lindenplatze gegrüßt wurde, Damen Tücher flattern ließen und Knaben Hurrah! riefen, that er, als bemerkte er es nicht. Hinter ihm aber sprang der junge Musikus empor und schwenkte den Hut.

Am Ausgang des Dorfes, wo eine Allee zum

Gute derer von Bruck abbiegt, stand ein blonder schöner Knabe und warf lachend eine Rose nach dem Wagen. Sie galt Vincenz, der auf dem Kutschbock saß, fiel aber Benedictus in den Schooß.

Der Knabe war der Sohn Cosima's.

Hinter dem Wagen her wirbelte im Sonnenlicht gleißender Staub.

Neuntes Kapitel.

Das ewige Licht.

Wenige Wochen sind seit der Heimkehr der beiden Mönche vergangen, und Pater Gregor ist unterdessen Prior geworden.

Wasser und Felsen, wie Benedictus Herrn von Flor erzählte, umgeben das Kloster. Unter einem sternenlosen Nachthimmel, wie er jetzt über der ganzen Gegend lag, glich es mit seinen schwarzen Gebäudemassen selbst einem Felsen. Nur ein Fenster war noch hell.

Nach der Ordensregel müssen sämmtliche Lichter zu einer bestimmten Stunde ausgelöscht werden, und

die Stunde war längst vorüber. Aber jene Zelle war das Asyl eines Gelehrten, das ärmliche Licht leuchtete ihm zu seinen nächtlichen Studien — der verstorbene Prior hatte das immer geduldet.

Der blasse Mann saß denn auch heute wieder beim Kerzenschein und las.

Plötzlich donnerte Jemand an die Thür, und eine rauhe Stimme, die Stimme Gregor's, rief:

„Pater Benedict, kein Licht!“

Das Licht wurde ausgelöscht.

Doch bald, nachdem die Schritte des Priors verhallt waren, glitt eine dunkle Gestalt aus der geräuschlos geöffneten Zelle und verschwand im Corridor.

Es war Benedictus.

Er stieg die Treppen hinab und bog dann in ein Gewölbe, das der Duft von Weihrauch durchzog.

Langsam sich vorwärts tastend, gelangte er an eine Thür. Als er sie öffnete und eintrat, wehte es ihm eisig entgegen.

Er stand in der Klosterkirche.

In scheinbar unermeßlicher Ferne, jenseits eines Abgrunds von Finsterniß flimmerte ein Stern: die

Ampel vor dem Altar, welche nie verlöschen darf, das „ewige Licht".

Benedictus ging — und jeder Schritt auf den Marmorfliesen weckte in dieser Todtenstille schaurigen Widerhall — dem Licht entgegen. Ein zweites Lämpchen blinkte im Seitenschiff auf den silbernen Ligorius, den der Gründer der Frohnburger Schäferakademie ins Kloster gestiftet.

Benedict aber ließ sich auf den Stufen des Hochaltars nieder, legte das Buch, das er mit sich genommen hatte, in den Schooß, und zu der Ampel droben mit einem wehmüthigen Lächeln emporschauend, sprach er:

„So leuchte denn du mir, ewiges Licht!"

Ende.

Baron Riedgras in der Residenz.

Erstes Kapitel.

An einem Junitage der Gegenwart war das Rittergut Kleingöhren festlich geschmückt, nachdem es — von seinem Erbauer überhaupt nicht verschwenderisch ausgestattet — seit Monaten durch die Vorgänge in seiner nächsten Umgebung sattsam gelitten. Haus und Gründe waren nämlich vom Besitzer, einem Freiherrn von Riedgras, an einen Fabrikanten der Haupt- und Residenzstadt verkauft worden, und letzterer benutzte den von der Schwelle des Schlößleins einen Hügel hinab sich ziehenden Garten zur Anlage einer Cementfabrik. So wurde das Fristjahr, das der Baron zum Wohnen auf Kleingöhren beanspruchte, der Familie verbittert, denn die Bauarbeiter hatten weder für den

Unmuth des Barons noch für die Nerven seiner Frau eine fühlende Brust.

Nun war auch das Jahr dahin, Kisten und Koffer standen gepackt in den Zimmern. Das Gesinde, das mit Ausnahme des Kammerdieners beim neuen Herrn im alten Hause bleiben sollte, machte seit einer Woche täglich halben Feiertag.

Der Baron befand sich im Boudoir seiner Frau am Fenster. Ach, nie hatte ihn der Blick aus diesem Hause mehr entzückt! Zwischen hohen Hügeln auf einer von Natur gebildeten Terrasse lag dasselbe, zu beiden Seiten und hinter ihm stieg herrlicher Buchenwald empor, zu Füßen aber dehnte sich die See.

„Es geht nicht anders", sagte Riedgras, halb zu seiner Gemahlin sich wendend; „es geht nicht anders, wir müssen den jungen Riedel heute zur Tafel ziehen. Es ist zum letzten Mal."

„Zum Dank dafür, daß sein Papa so wenig Rücksicht auf uns genommen, uns den Garten verwüstet, die Luft mit Kalkstaub vergiftet, die Ohren mit Gehämmer zerrissen?"

„Liebe Hermine, der Mann ist Fabrikant. Seine Losung heißt Geld verdienen, so viel und so rasch

als möglich Geld verdienen. Grund und Boden hier sind sein — er nutzt sie eben auf seine Weise aus. Uebrigens ist sein Sohn ein charmanter junger Mensch, gebildet ohne Einbildung —"

„Ich mag nun einmal die Parvenus nicht leiden."

„In der Residenz, Hermine, dürftest Du manche Unleidlichere finden."

„In der Residenz, Eduard, ist man unter sich. Auf dem Lande ist man auf seine Nachbarn angewiesen. Ich habe das Landleben herzlich satt."

Der Baron stieß einen Seufzer aus und ließ den Blick wieder über die blaue See schweifen.

Er war ein hochgewachsener Mann von militärisch strammer Haltung trotz des Alters, das ihm Haar und Backenbart längst entfärbt und ins gutmüthige Gesicht hundert Furchen und Runzeln gezogen hatte. Auch die Baronin hielt sich kerzengerade, doch ihr Gesicht war mit den Jahren scharf und spitz geworden, dazu blickten die wasserblauen Augen sehr hochmüthig und lag um den Mund ein nichts weniger als gütiger Zug.

Uebrigens war sie dem Freiherrn in nun dreißigjähriger Ehe eine treue Gattin, ihren zwei Kindern eine leidlich tüchtige Mutter gewesen. Bürgerlich von

Geburt, schwärmte sie anfangs für das Rittergut, aber im Lauf der Zeit vergaß sie mehr und mehr ihre bescheidene Herkunft; die Residenz und zwar der Hof wurde ihr Ideal. Umstände, namentlich die Anhänglichkeit ihres Mannes an die Scholle, auf welcher er geboren und fast sein Leben lang geweilt hatte, waren schuld, daß ihr Lieblingswunsch erst jetzt, in ihrem Alter in Erfüllung ging.

Der Baron winkte mit dem Taschentuch aus dem Fenster. „Unser Fritz kommt mit Herrn Riedel angesegelt", gab er auf die Frage seiner Gemahlin zur Antwort.

„Schon wieder?" versetzte diese mit ungeduldiger Miene. „Ich begreife nicht, wie Du unserem Fritz diese gefährlichen Vergnügungen gestatten kannst."

„Das gehört zum Sport, liebe Hermine, und der Sport zum Edelmann. Ich freue mich vielmehr, daß Fritz endlich nach Herzenslust auf dem Wasser sich tummeln kann. Ein Segelboot war längst sein Wunsch."

„Leider gehört das Boot Herrn Riedel, und der Fabrikantensohn ist kein Umgang für unsern Fritz."

In diesem Augenblick trat beider Tochter, die

hübsche blonde Wanda ins Zimmer, küßte dem Vater zum guten Morgen die Wange und der gnädigen Frau Mama die Hand, welche in strohfarbenem Halbhandschuh stak. Wanda war vierundzwanzig Jahre alt, aber sie hatte die Frische, die Unschuld einer Achtzehnjährigen.

„Du hast geweint?“ fragte erstaunt die Baronin, mit einem scharfen Blick auf die gerötheten Augenlider des Mädchens.

„Ja, Mama.“

„Das schickt sich für Deine Jahre nicht. Was sollen die Dienstleute denken! Und warum, wenn ich fragen darf? Um den greulichen Nero oder die vorlaute Sabine, die, Gott sei Dank, beide hier bleiben?“

„Um Alles, Mama, was wir hier zurücklassen. Es war ja doch unsere liebe, gute Heimat. Ach, und der Wald und die See!“

„Sehr hübsch, sehr romantisch. — Aber denke an die entsetzlichen Wintertage! Wenn in Regenmünde — der Name ist außerordentlich bezeichnend — wenn in Regenmünde kein Ball oder Concert war, lebte man hier wie auf Spitzbergen. Und was waren das für Bälle und Concerte? — Gräßlich! Du wirst in

der Residenz den Unterschied zwischen guter und schlechter Gesellschaft bald einsehen lernen.“

Der Baron war hinzugetreten und legte den Arm um die Getadelte. „Schilt mein Täubchen nicht wegen seiner Anhänglichkeit an diese Scholle“, sagte er. „War Kleingöhren auch ein Nestchen, für die Göhre war's doch ein warmes, behagliches.“

„Aber Eduard! Dieser Ausdruck! Es ist in der That Zeit, daß wir nach der Residenz kommen. Wir sind alle verwildert.“

„Nur Du nicht“, entgegnete galant der alte Herr. „Man könnte Dich, was Gott verhüte, auf einer wüsten Insel aussetzen, Du würdest immer ein Muster der Etikette und feinsten Anstands bleiben.“

Die Baronin dankte mit einem Lächeln, so süß es ihr möglich war. Sie wußte, daß er im Ernst sprach. Er bewunderte sie.

Zweites Kapitel.

Man speiste dem Tage zu Ehren im größten Zimmer, von der Baronin der Ahnensaal genannt, weil die Portraits von ihres Mannes Eltern, Großeltern und so weiter seine Wände schmückten. Zum Bedauern der Dame war die Oelmalerei zur Zeit der ersten Riedgras noch nicht erfunden.

Die Portraitsammlung sollte zuletzt eingepackt werden.

Der Pastor des nahen Hafenstädtchens Regenmünde, der Förster von Kleingöhren und der bereits erwähnte Sohn des reichen Fabrikherrn waren die Gäste. Letzterer, eine prächtige Erscheinung, das Bild

jugendlicher Kraft und Energie, bewegte sich mit welt-männischer Sicherheit, Dank dem Bewußtsein der Unabhängigkeit durch den Reichthum seiner Eltern, wie durch eigene Talente und Kenntnisse.

Das Diner war Hausmannskost, das Tafelgeschirr gediegen, altmodisch, nichts von Ueberfluß. Am Tische seiner bürgerlichen Eltern und Bekannten hatte Gustav Riedel zehnfach größeren Luxus, dennoch strahlte sein Gesicht von Glück, trotz der Steifheit der Wirthin und der Einsilbigkeit der Uebrigen. Man hätte übrigens viel mehr in ihm den jungen Landedelmann vermuthet als in Baron Fritz, der zwar hochaufgeschossen, aber schwerfällig und trotz der väterlichen Ermahnungen von schlechter Haltung, trotz der Seeluft von bleicher Gesichtsfarbe war.

Der alte Baron beobachtete feierlichen Ernst, sprach weniger und trank mehr als gewöhnlich. Gütig gegen den Pastor und Förster, höflich gegen Gustav, ließ er doch am öftersten den Blick auf den Ahnenbildern oder auf den lebenden Seinen weilen; und dann zuckte es schmerzlich um seinen Mund, und die Augen wurden ihm feucht.

Bevor die Mahlzeit zu Ende ging, erhob er sich,

eine silberne Schale, ein uraltes Erbstück, mit edlem Rheinwein füllend. Er blickte eine Weile sinnend vor sich und sprach dann langsam, aber mit Würde und Wärme:

„Sie alle fühlen mir's nach, daß ich heute nicht ohne tiefe Bewegung auf diese Räume blicken kann. Das Haus, das vor fünfundachtzig Jahren ein Riedgras erbaute, war mein Elternhaus, meine Wiege — ich hab' es seit meiner Hochzeit nur auf Stunden verlassen. Hier war all mein Freud und Leid, hier mein Familienschatz: meine Kinder. — Ich kann es nicht ohne Schmerz verlassen — ob ohne Vorwurf, frage ich euch", fuhr er mit bebender Stimme und den Blick zu den alten Riedgras erhebend fort; „die Eiche, die mein Großvater als Wahrzeichen adeligen Sitzes vor die Schwelle gepflanzt, ist gefällt. Ich spreche selbstverständlich damit keinen Tadel gegen Sie aus, mein lieber Herr Riedel! — Ach, die Zeit ist eine andere, als die eurige war, ihr Theuren, Ehrwürdigen, und der Zäheste muß sich ihr zuletzt beugen. So habe ich denn nur den einen Wunsch: möge die Residenz, die Großstadt, die ich seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen, uns eine ebenso friedliche und geliebte Hei-

mat bieten wie Kleingöhren, und werde dieses unserem Nachfolger lieb und werth, wie es uns war! Möge das — das Etablissement, das Ihr Herr Vater hier begründet, gedeihen und Gewinn und Segen bringen; möge aber auch mein guter, herrlicher Wald daneben grünen dürfen, der Wald, mit dem mein Herz, meine heiligsten Erinnerungen verwachsen bleiben — auch in der Ferne!"

Die Hand mit dem Becher schwankte, die Stimme versagte ihm. Helle Thränen rannen über seine Backen. Alle umringten den alten braven Herrn, der keinen Feind besaß. Wanda schluchzte, und auch sein Sohn schien betroffen. Die Baronin weinte nicht, nur ihre Nase war röther als gewöhnlich.

Drittes Kapitel.

Der Rest des Tages verging unter den letzten Vorbereitungen zur Reise, den Abend verbrachte die Familie still unter sich, und man trennte sich bald, sodaß um zehn Uhr alle Fenster im Schlosse dunkel waren. Nur im Erdgeschoß eines der Häuschen, welche dem Beamtenpersonal der Fabrik als Wohnung dienen sollten, brannte noch Licht. Es war Herrn Riedel's Zimmer. Er ging unruhig darin auf und ab. Endlich ließ auch er seine Lampe verlöschen; doch legte er sich nicht schlafen, sondern trat ins Freie.

Den Blick prüfend hinauf und hinab sendend und lauschend zögerte er auf der Schwelle, wo nahebei die zum Theil vollendeten, zum Theil noch im Bau be=

griffenen kolossalen Oefen, tiefen Reservoirs und langgestreckten Galerien im Dämmer der gestirnten Nacht mehr den Anfängen eines indischen Tempelbaues als einer soliden deutschen Cementfabrik glichen. Die See lag, eine träge Masse, dunkler als der Himmel, tief unter seinen Füßen. Fern, an der Spitze der Bucht, welche auch das umwaldete Kleingöhren an ihrem Gürtel trug, schimmerte das Licht des Regenmünder Leuchtthurms. Nichts bewegte und regte sich, nur der alterslahme Hofhund Nero kam herangehinkt und rieb seinen Kopf an den Beinen des Wohlbekannten. Als treuer Wächter blieb er jedoch zurück, während Gustav der See den Rücken wandte und, am Herrenhause vorüber, hügelauf den Waldweg beschritt.

Der Mond, der, neuestens zwar in Mißcredit gekommen, immer doch die klarste und freundlichste Lampe unserer Nächte bleibt, der Mond ging eben zur aechten Zeit über den Höhen auf, um dem Wanderer im Labyrinth von Busch und Baum den schmalen Weg zu zeigen. Dann flimmerte es durch die Zweige, und ein Weiher lag silbern im Waldesschooß. Wo derselbe von einer Fülle breitblätteriger Seerosen gleichsam aufgesogen wurde, stand eine Bank, das Ziel des

nächtlichen Wanderers. Freilich das Ziel nur seiner Schritte, nicht seiner Erwartungen!

Auch diese erfüllten sich, denn bald knisterte es, als nähere sich ein Reh auf dem stillen Waldesweg — eine weiße Gestalt, keineswegs gespenstig, sondern, o, so traut! tauchte auf und wurde von dem Entgegeneilenden mit beiden Armen empfangen.

„Wanda!“ sagte er, „meine geliebte Wanda!“

Die vom hastigen Gange wie von innerster Erregung Athemlose ließ nur einige Sekunden lang ihr Haupt an seiner Brust ruhen, dann löste sie sich aus seiner Umarmung, entschritt ihm wie fliehend voraus und ließ sich auf die Bank sinken, das Gesicht in die Hände bergend.

Er stand rathlos vor ihr.

„Wanda“, nahm er endlich das Wort, „bereuen Sie es, meiner Bitte Gehör gegeben zu haben?“

Sie antwortete nicht sogleich, sondern hob erst nach einer Weile das Gesicht, dessen Glut selbst im Mondlicht sich verrieth, zu ihm empor.

„Es war Unrecht von Ihnen“, sprach sie ernst, „und ein größeres noch von mir.“

„So hätten Sie ohne Abschied scheiden können?

Wanda, ist es denn meine Schuld, daß ich nicht öffentlich um Sie werbe? Wollte ich nicht längst von Ihren Eltern — "

„Um des Himmels willen, nein!" unterbrach sie ihn erschrocken. „Das hieße uns für ewige Zeiten trennen! Mama würde gerade jetzt nimmermehr ihre Einwilligung, ihren Segen geben."

„Und wird sie es je?"

„Hoffen wir auf den guten Gott!"

„Ja, wer Ihre Frömmigkeit, Ihre Geduld und Sanftmuth besäße! Ich verwünsche die Kluft, die uns scheidet; ich verzweifle, wenn ich an morgen denke!"

„Scheiden ist traurig", versetzte das Mädchen, „aber Treue hebt die Ferne auf."

„Ach", entgegnete er düster, „die Prüfungen beginnen erst. Wenn Sie in der Residenz, in den stolzen Kreisen sind, welche ein Recht auf Sie haben — erst werden Sie sich zerstreuen, dann sammeln, zuletzt mich vergessen."

Sie sah ihn aus tiefsten Augen an. „So wenig kennen Sie mich, lieber Gustav?"

„Vergeben Sie mir!" rief er, indem er ihre

Hände ergriff und mit Küssen bedeckte. „Die Größe meines Glückes ist, was mich zittern macht. Der Himmel weiß: Sie sind das erste Frauenwesen, dem mein Herz, ach, und so stürmisch sich aufgethan. Ich war bislang ein trockener Gesell, immer nur auf praktische Dinge bedacht. Ich hatte keine Ideale. Da finde ich Sie, die adelig von Geburt und Sinn, dabei doch schlicht und herzig wie das beste Bürgerkind und schön wie ein Engel ist. Und diese Blume, diese Fee — doch fort mit den abgeschmackten Vergleichen! ich schwärme ja nicht, ich liebe, liebe, liebe!"

Er hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und blickte mit seinen feurigen Augen, trotzdem er ein praktischer Mensch und Techniker war, sehr schwärmerisch das Mädchen an.

Wanda strich ihm mit leichter Hand über die Wange. „Ich hatte, bevor ich Sie sah, große Angst vor Ihnen. Fürs erste, weil Sie aus der Residenz kamen, wo ich mir alle jungen Männer als Dandies und hochmüthig und herzlos vorstellte. Auch waren Sie der Feind, der in unsere Waldeinsamkeit brach und Alles, was mir lieb und theuer war, mit Krieg und Zerstörung bedrohte . . . Letzteres haben Sie denn

auch redlich erfüllt — mein armes Kleingöhren! meine armen Blumen!"

„Ja, wir Techniker sind schreckliche Menschen! . . . Aber wie war's, als Sie mich sahen?"

„Das sage ich nicht", erwiderte sie schelmisch. Dann erhob sie sich rasch: „Und nun müssen wir scheiden!"

Er bat, er beschwor sie. Umsonst!

„Wir haben uns ja noch so Vieles mitzutheilen", wandte er verzweifelnd ein. „Wie wird es in der Zukunft werden?"

„Drei Worte sagen Alles", versetzte Wanda liebevoll: „Geduld, Hoffnung, Treue!"

„Einen Kuß, den ersten freiwilligen Kuß!"

Sie bot ihm ohne einen Hauch von Koketterie ihre frischen, unentweihten Lippen hin. Dann jedoch wehrte sie den Stürmischen sanft von sich. „Nun nur noch einen Händedruck und dann: Auf Wiedersehen!"

„O, wie kalt Du bist! Dir wird das Scheiden leicht", zürnte Gustav.

„Leicht?" rief sie und fühlte die Thränen in die Augen quellen. „Gott weiß, was ich leide. Aber weil er denn das Glück uns nicht ohne Schmerzen

gibt, will ich auch diese demüthig tragen. Sei gut, sei standhaft und denke mein!"

„Immer! immer!" rief er.

Sie erwiderte den Händedruck, sah noch einmal in sein liebes Gesicht. „Nein, folge mir nicht", bat sie, „sondern bleib' noch eine Weile hier! Ich bin bald zu Hause."

„Fürchtest Du Dich denn nicht nachts allein im Wald?"

„Wovor?" fragte sie lächelnd. „Ich bin im Walde aufgewachsen . . . Und nun, Gott segne, Gott behüte Dich!" Ein Kuß, leicht wie ein Hauch, berührte seine Stirn, dann huschte sie geräuschlos dahin.

„Mein Herzensschatz, mein Glück, meine Braut!" stammelte er.

Noch einmal sah er im Mondlicht ihr Antlitz sich ihm neigen, dann verschwand die weiße, zauberhafte Gestalt im Waldesdunkel.

Viertes Kapitel.

Hotel Metropole hatte zufolge der unwiderstehlichen Eleganz, womit sein Commissionär die Ankommenden auf dem Bahnhof in den Wagen des vornehmen Gasthofs zwang, die Ehre, Baron Riedgras mit Familie zu beherbergen. Der erste Schlaf in der Residenz war gethan, und nach der Unruhe der Nacht drang nun der Tageslärm der Großstadt zum Empfangssalon empor, wo das freiherrliche Ehepaar beim Kaffee saß, während Sohn und Tochter noch für die gemeuchelte Nachtruhe sich entschädigten.

Der Baron war in rosigster Laune, weniger seine Gemahlin.

„Ich fange an“, sagte er, der Meerschaumpfeife

eine gewaltige Rauchwolke entlockend, „ich fange bereits an, mich behaglich zu fühlen. Es ist mir, als sei ich gar nicht so lange von hier fort gewesen. Ja, ja, wer einmal schwimmen gelernt hat, verlernt's nicht mehr."

„Aber der Lärm!" seufzte die Baronin; „meine Nerven werden sich erst daran gewöhnen müssen."

„Das werden sie bald. Ich habe einen gesunden Schlaf und starke Nerven. Ja", setzte er hinzu, auf das Wagengerolle horchend, „mir thut das Rasseln und Rumpeln ordentlich wohl. Es ersetzt mir die See."

„Wenn wir nur erst eine Wohnung hätten! Das leidige Hotelleben!"

Der Baron warf einen Blick auf die Umgebung. „Hm, so übel find' ich es nicht. Die Einrichtung ist wahrhaft luxuriös. Zwei Sophas, sechs Fauteuils, Alles Sammt —"

„Plüsch, lieber Eduard, Plüsch."

„Das Service ist elegant."

„Aber der Kaffee nicht zu trinken."

„Um so besser wird mir wieder das Täßchen von Deiner Hand munden . . . Alles in Allem: wenn ich mich erinnere, wie es vor dreißig Jahren im goldenen

Löwen war — eigentlich bedaure ich doch, daß wir nicht im goldenen Löwen abstiegen."

„Ein Gasthof vierten Ranges, nur für ordinäre Leute. Du hast doch gehört, was der Commissionär uns sagte!"

„Glaube doch dem Schwindler nichts."

„Jedenfalls ist er ein sehr höflicher Mann, von einer Erziehung weit über seinen Stand. Er sprach uns französisch an."

„Und ich antwortete ihm pommerisch! Uebrigens, die Kinder fangen gut an, schlafen in den hellen Tag."

„Könnt' ich es nur auch — aber der Lärm! mein armer Kopf!"

Er rückte näher zu ihr, den Arm traulich um sie zu legen.

„Das gibt sich bald, meine gute Hermine", tröstete er. „Und nun zur Hauptsache. Hast Du Dir schon die heutige Tagesordnung überlegt?"

„Ich nehme, denk' ich, mit Wanda einen Wagen und fahre bei unsern Bekannten vor — du lieber Himmel, wir haben noch so wenige — um unsere Kar-

ten abzugeben. Du erlaubst mir doch Johann für diese Gelegenheit?"

„Natürlich, nur muß er sich vorher einen neuen Hut kaufen. Wo steckt denn der alte Knabe?"

„Ich glaube, daß er das Heimweh hat. Es ist auch keine Kleinigkeit, sich in alten Tagen plötzlich ganz neuen Verhältnissen anzupassen."

Der Baron sah schmunzelnd, aber verstohlen seine Frau von der Seite an. „Wir müssen nöthigenfalls für Ersatz sorgen", sprach er. „Also das Programm der Damen stünde fest. Was mich betrifft, so gehe ich vor allem ins Zeughaus und sehe mir die eroberten Kanonen an. Dann mache ich mit Fritz bei meinem Regimentskameraden Excellenz Donnersberg Aufwartung, nachher gehe ich zu den Gebrüdern Fidibus —"

„Zu unsern Weinlieferanten . . . Du wirst doch nicht —"

„Gewiß werde ich. Habe vor dreißig Jahren manche Flasche bei ihnen geleert. Das alte gemüthliche Kneipchen ist hoffentlich mit der Zeit nicht fortgeschritten. Um ein Uhr suche ich den Commerzienrath Riedel auf, das ist Geschäftssache und muß

geschehen. Um drei Uhr speisen wir an der table d'hôte."

„Das geht nicht. Erstlich will ich nicht mit Krethi und Plethi zusammensitzen, zweitens kann ich nicht, denn meine und Wanda's Toilette —"

„Meine Liebe", sagte der alte Herr mit Würde, „die Baronin Riedgras hat den französischen Firlefanz nicht nöthig."

„Das verstehst Du nicht, lieber Eduard . . . Und wie werden wir den langen Abend hinbringen?"

„Aber sind wir denn nicht in der Residenz? Da hat man unter Theatern und Concerten die Auswahl. Ich fürchte fast, Du bereust —"

Die Baronin erhob sich gereizt. „Ich bereue nichts", sagte sie, „aber das Eine finde ich, daß Du in Kleingöhren viel mehr Rücksicht auf meine Nerven nahmst."

Fünftes Kapitel.

Pünktlich um eins nahm der Baron im Geheimrathsstübchen bei den Gebrüdern Fidibus Hut und Stock vom Nagel und empfahl sich den Anwesenden, ebenso alten, wenn auch weniger robusten Herren aus dem höheren Beamtenstande.

Alles vereinigte sich bisher, seine gute Laune zu erhalten, ja zu erhöhen. General Donnersberg hatte ihn mit Herzlichkeit empfangen, und des Generals Neffe, der Husarenlieutenant, Riedgras junior sofort für den Tag in Beschlag genommen, um ihn, der sich zum Fähnrichsexamen meldete, mit seinen künftigen Kameraden bekannt zu machen. Bei Fidibus behandelte man den Herrn aus der Provinz höchst respekt=

voll, er mußte im Geheimrathsstübchen Platz nehmen, wo die Plauderei, fast ausschließlich eine politische, sehr lebhaft wurde. Riedgras war zwar mehr Zuhörer als Redner, doch der Kampf der Meinungen, der hier mit einer ihm unerhörten Dialektik und Offenheit geführt wurde, gewährte ihm die trefflichste Unterhaltung.

„Fidibus lassen in Bezug auf Küche und Keller nichts zu wünschen übrig“, gab er der Wahrheit das Recht, als er, von anderthalb Flaschen nur angenehm erregt, durch die belebten Straßen ging. „Der Cantenac war excellent und die Cotelette, wie ich's liebe, auf dem Rost gebraten . . . Entschuldigen Sie“, bat er einen Kassenboten, der ihn beim Vorübergehen unsanft zur Seite schob. „Die Geheimräthe sind zwar etwas liberal angefärbt, das bringt die Jurisprudenz mit sich, aber von einer Suada — da heißt es höllisch aufpassen, um mit denen eine Lanze zu brechen. Das macht die Großstadt! ... Donnerwetter — Pardon! will ich sagen“ — er war abermals mit Jemand zusammengestoßen — „vor dreißig Jahren waren die Straßen freilich nicht so lebhaft, und in Kleingöhren — doch halt! wo gerathe ich denn hin?“

Er war bereis in der Irre, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als einen gutgekleideten Herrn, der ihm an der Straßenecke recht vertrauenswürdig ins Antlitz sah, um Auskunft zu bitten.

Der Herr war selbst Fremder, wie Baron Riedgras aus der Provinz, aber er kannte den Weg und hatte zufällig denselben.

Schon nach einigen hundert Schritten fand Riedgras die Suada seines Begleiters womöglich noch anregender als die der Geheimräthe, und wer weiß, ob er nicht den Besuch beim Commerzienrath aufgeschoben hätte, wenn der Unbekannte nicht plötzlich und ohne Abschied von seiner Seite verschwunden wäre. Das Räthsel wurde alsbald von einem Polizeisoldaten gelöst, der Riedgras einholte und ohne Umstände ansprach:

„War der Schlingel, der so eben sich vor mir drückte, Ihnen bekannt?“

Eine Ahnung dämmerte dem Baron, sodaß er seine erste Regung, den Frager barsch abzufertigen, unterdrückte. „Nein“, antwortete er zögernd, „ich habe so eben erst diese Bekanntschaft gemacht.“

„Sie sind aus der Provinz?“

„Potz Element, das ist, hoffe ich, kein Vergehen!"

„Nichts für ungut! Haben Sie schon von Bauernfängern gehört? Ihr Begleiter war einer von der Sorte . . ."

Die Großstadt hat auch ihre Schattenseite, sagte sich der Baron und benutzte eine Droschke, um ungefährdet zum Commerzienrath zu gelangen.

Der neue Besitzer von Kleingöhren bewohnte in der Residenz eine reizende Villa dicht vor dem Thor. Schon das Treppenhaus prunkte mit Marmor und vergoldetem Geländer, mit Teppichen, Statuen und Pflanzengruppen. Ein Livreebedienter führte den Freiherrn ins Empfangszimmer, wo ihm Gustav's Vater höflich entgegenkam.

Um diese Einrichtung könnte ein Fürst ihn beneiden, gestand sich Riedgras nach einem heimlichen Blick auf die wirklich kostbare und doch geschmackvolle Ausstattung des Salons.

Das Geschäftliche war bald erledigt, und man sprach von diesem und jenem. Der Commerzienrath zeigte den vollendeten Weltmann und löste dem Baron die Zunge, ohne daß dieser es merkte.

„Und Sie wollen in der That nicht auf Klein-

göhren wohnen?" fragte Riedgras, als er sich erhoben hatte.

„Ich kann nicht — ich beschäftige hier achthundert, in Breslau sechshundert Arbeiter. In Kleingöhren soll sich vorläufig mein Sohn die Sporen verdienen."

„Im Sommer gönnen Sie sich doch Ruhe — die Luft von Kleingöhren ist ausgezeichnet."

„Sommer für Sommer gehe ich auf drei Wochen nach Karlsbad. Das ist meine Kur. Die Arbeit, die mich zu dem machte, was ich bin, ist mein Vergnügen."

„Aber wenn man, wie Sie, eine Million besitzt —"

„Will man zwei Millionen", fiel der andere lachend ein.

Der Freiherr ging nachdenklich vom Commerzienrath. Dieser Parvenu hat, wie er sagt, zehn Pferde im Stall, eine Villa, wie ich noch keine sah, spricht von Kleingöhren, als wär' es eine Bauernhütte . . . Er trug zwei Ordensbändchen, das eine war das gewässerte der zweiten Klasse ... Und ich, der Freiherr von Riedgras, der Sprößling von vierundzwanzig Ahnen . . . Potz Wetter, warum soll ich nicht auch reich werden!

Ich will's, und was ein Riedgras ernstlich will, setzt er durch. Es war höchste Zeit, daß ich in die Residenz kam. Die Großstadt ist die Schule."

Er stand vor dem Hotel und faßte mechanisch nach der Uhr . . .

Seine Uhr war verschwunden.

Der Baron stampfte zornig mit dem Fuße auf das Pflaster. „Die Großstadt ist der Schwindel", sagte er.

Sechstes Kapitel.

Es war im Anfang des März, die Straßen der großen Haupt- und Residenzstadt lagen, obwohl es noch nicht späte Nacht war, leer und öde. Seit achtundvierzig Stunden rieselte aus unergründlichem Gewölk ein Schneeregen, und das Licht der Gaslaternen beleuchtete sein trauriges Werk.

Die Frau Baronin saß zwar in gut durchwärmtem, wohnlichem Gemach bei strahlender Lampe, aber ihr Gesicht verrieth Kummer und Sorge. Sie war in der kurzen Zeit seit ihrer Ankunft in der Residenz merkwürdig gealtert. Kam doch Alles so anders, als sie erwartet hatte, keiner von den Triumphen, die sie zu feiern geträumt! Man begegnete ihr in den hohen

Kreisen mit kühler Achtung, welche sie mit galligem Temperament für Zurücksetzung hielt; sie fühlte sich gekränkt, gedrückt, die Versuche, glänzende Gesellschaften in ihren Salons zu versammeln, waren kläglich mißrathen, sie sah immer nur Männer um sich oder vielmehr um den Baron, welche ausschließlich von Politik redeten, Whist spielten und rauchten. Ihr Mann hatte alle seine gute Laune verloren und nur noch Geldprojecte und Wahlmanöver im Kopf. Mit ihrer Herrschaft über ihn war es aus. Ihr Sohn Fritz lebte in der Kaserne und zog die Gesellschaft seiner Kameraden entschieden der ihren vor. Wanda endlich — ja, sie war noch immer das gute Kind, leider ein zu gutes Kind, niemals wird sie eine Dame werden, niemals ihren Stand repräsentiren. Alle Bemühungen der jüngeren Cavaliere, in diesem schönen Wesen Witz, Leben, Koketterie zu erwecken, scheiterten an Wanda's unbezwinglicher Schüchternheit. Man nannte sie in der Gesellschaft die Einfalt vom Lande und gab sie auf.

Der Blick der Baronin fiel auf die Toilettengegenstände, die noch ungeordnet im Zimmer umherlagen. Ach, diese städtischen Domestiken! Seitdem der gute alte Johann in die Heimat zurückgeschickt worden,

weil er „die Großstadt nicht vertrug“, gab es täglich Klagen wegen der Dienstboten. Aber die Baronin hatte heute schwerere Sorgen.

Ihre Tochter wurde heute endlich von irgend einer ahnenreichen Tante bei Hofe vorgestellt. Zwar mußte die Mutter zu Hause bleiben, aber diese Bitterniß hätte sich verwinden lassen, wenn nur auf einen Sieg der Tochter zu hoffen gewesen wäre. Ihre Knixe sind entsetzlich, dachte die Baronin, ihr Roth, wenn sie angesprochen wird, ist viel zu intensiv, und ihre Antworten sind kaum ein Lispeln, sie wird nie unter die Haube kommen!

Draußen rauschte der Regen, zuweilen polterte ein Wagen über das Pflaster, man fühlte gleichsam mit dem Fahrgast das Schwanken.

Es schien der Baronin in dem großen Hause einsamer, stiller noch zu sein, als in Kleingöhren. Doch jetzt, in der Wohnung über ihr, beim Geheimrath, begann das Jüngste kläglich zu schreien. Diese städtischen Domestiken! Alle taugen nichts . . . Endlich kam droben die Wärterin, jedenfalls aus der Nachbarschaft; denn sie hat die schweren Schuhe an, tapp, tapp,

geht es über dem Kopf der Baronin. Allmälig beruhigt sich das Kind.

In Kleingöhren hatten wir Niemand über uns, das war doch angenehmer.

Es schlägt elf. Wie lange der Baron wieder im Club bleibt! Ein entsetzlicher Riß an der Klingel schnitt ihren Seufzer ab. Allein es ist nicht der erwartete Gemahl, sondern Riedgras junior, zwar in Uniform, doch keineswegs in militärischer Haltung.

„Fritz", rief die Mutter empört, „wo kommst Du her?"

„Mit Verlaub — oder vielmehr Urlaub — liebe Mama", versetzte der hoffnungsvolle Jüngling mit vergeblichem Bemühen, sich gerade zu halten.

„Unglücklicher, Du hast zu viel Wein getrunken!"

„Ich? Ich trinke nie."

„Wer hat Dich verführt? Ich werde Deinem Rittmeister Anzeige machen!"

„Der R—Rittmeister war mit dabei", antwortete er gemüthlich. „Lieutenant Seckendorf hat einen Satz gegeben, weil er —"

„Und wie kannst Du es wagen, in solchem Zustande mir vor Augen zu treten?"

„Glaube mir, ich bin ganz nüchtern. Der Sect bei Borchardt ist excellent.“

„Du wirst Dich augenblicklich nach der Kaserne begeben!“

„Ich wollte Dich auch gar nicht lange belästigen, liebe Mama, sondern nur um sechs Friedrichsdor bitten!“

Die Baronin saß sprachlos vor Entrüstung.

„Ich habe an Karl Bork eine Wette verloren.“

„Was hast Du zu wetten?“

„Daß die Lina Mayer nicht über dreißig ist.“

Frau von Riedgras schlug die Hände zusammen. „Verloren! Er ist verloren! Verwahrloster, unmoralischer Mensch, augenblicklich begibst Du Dich nach der Kaserne!“

„Na, na denn nur vier, liebe Mama!“

„Mir aus den Augen, Ungerathener! Und wenn Papa nach Hause kommt —“

„Ach, Papa ist nachsichtiger! Zwei?“

Der Fähnrich war längst aus dem Hause, als die Baronin noch immer händeringend im Zimmer auf und nieder ging.

So wurde sie vom Baron getroffen.

„Was ist denn nun wieder los?" fragte er mürrisch, und sie erzählte ihm ihren Jammer.

„Ah bah", war seine Antwort, „soll Fritz etwa der Gänserich vom Lande heißen? Ich habe in meiner Jugend auch manche schwere Sitzung gehalten. Lappalien! Ich habe ganz andere Sorgen."

Und nun begann der Freiherr den stürmischen Gang durchs Zimmer. „Denke Dir, dieser Riedel, dieser Parvenu, hat uns die Concession vorweggeschnappt! Malheur und kein Ende! Gestern in der Vorwahl durchgefallen — heute —"

„Ich dachte es mir gleich", bemerkte die Baronin.

„Was dachtest Du Dir?" unterbrach sie der ärgerliche Gemahl. „Meine liebe Hermine, rede nicht von Dingen, die Du nicht verstehst."

„Du hast Dir, seit wir in der Residenz sind, einen Ton angewöhnt —"

„Und Du bist, seit wir in der Residenz sind —"

„Was bin ich? Sprich es nur aus, ich bin Dir zu alt geworden."

„Nein, nicht zu alt", mäßigte sich der Freiherr sofort, „aber nicht mehr die Alte."

Damit und mit einem kurzen „Gute Nacht“ begab er sich in sein Zimmer.

Ach, wir sind alle nicht mehr die, die wir waren, klagte sich die Baronin und versank in schwermüthige Gedanken, die allerdings auch schwerer und schwerer wurden.

Da legten sich zwei weiße Arme um sie, und ein Kuß von frischen Lippen weckte sie.

„Wanda, Du?“ rief die Baronin sich aufrüttelnd. „Schon zurück?“

Dieses schon schnitt dem Mädchen ins Herz.

„Und wie war's? Hat Seine Majestät mit Dir gesprochen?“

„Beide Majestäten. Natürlich nur ein paar Worte. Der König erinnerte sich Papas, und Ihre Majestät fragte mich, wie es mir hier gefalle.“

„Und wie hast Du geantwortet?“

„Gar nicht habe ich geantwortet, denn Ihre Majestäten ließen mir keine Zeit dazu. Wir waren so viele Damen. Der arme König!“

„Und was begegnete Dir sonst noch, fühltest Du Dich nicht glücklich?“

Wanda schlang den Arm um den Hals der Mutter

und schmiegte sich zärtlich an sie. „Wenn Du nicht böse werden willst, Mama, nein, ich werde mich nie bei diesen Festen wohl fühlen.“

„Mit diesen kleinbürgerlichen Gesinnungen wirst Du Papa und mir ewig Schande machen. Jede Beamtenstochter hat mehr Noblesse als Du. Man wird Dich zuletzt gar nicht und nirgends mehr laden. Und endlich, wo soll der Freier kommen?“

„O, an dem —“ fiel Wanda mit einem schlauen Lächeln ein, doch verstummte sie sogleich.

Die Baronin sah ihr Kind betroffen an.

„Hat die Residenz auch schon auf Dich ihren verderblichen Einfluß geübt? Wanda, ich fürchte —“

„Fürchte nichts“, sagte Wanda mit lebhaftem Blick. „Ich liebe Dich und Papa viel zu sehr, um Euch je Kummer zu bereiten. Und wenn Ihr es wünscht, werde ich Tante Stephanie bitten, mich recht oft in Gesellschaft zu führen.“

Die Mutter streichelte ihr versöhnt die noch glühenden Wangen. „Warum“, sprach sie, „warum kannst Du zu Hause so warm und beredt und liebenswürdig sein und nicht auch vor Fremden? Warum gibst Du Dich nicht frei, natürlich, mit der Anmuth, die Du

gar wohl besitzest? Wir haben Dich in die Residenz, in die große Welt gebracht, und nun ist das Opfer, das es für Papa und mich war, unser liebes, trautes Kleingöhren zu verlassen, umsonst."

Die Baronin erröthete ein wenig vor sich selbst, aber dann wiederholte sie mit um so größerem Pathos: „Ja, unser liebes, trautes Kleingöhren."

Das Mädchen fiel über dieses Geständniß selig der Mutter um den Hals.

„O, wenn die Trennung um meinetwillen geschah", rief sie, „so laß uns morgen wieder dahin zurückkehren."

Die Nerven der Baronin hatten während der letzten Zeit in der That gelitten. Sie zog Wanda an sich und begann zu weinen. Aber diese plötzlichen, am Herzen ihres Kindes geweinten Thränen erleichterten ihr Gemüth.

Ein kleiner Schelm bei aller Unschuld war Wanda doch. Wie sie die Mutter so weich und schmiegsam sah, machte sie zwischen den Liebkosungen eine unter andern Umständen sehr heikele Mittheilung.

Sie habe heute Vormittag, als sie vom Diener begleitet einige Einkäufe besorgte, zufällig den jungen

Herrn Riedel getroffen und ein paar, natürlich nur ein paar Worte mit ihm gewechselt. Er sei für kurze Zeit von Kleingöhren nach der Residenz gereist; im Schloß habe er aus Pietät Alles im früheren Zustande gelassen und keinen von der Dienerschaft fortgeschickt — der Commerzienrath werde Papa um eine Unterredung wegen der Bahnsache bitten. — Nero auf Kleingöhren habe sich an Herrn Riedel sehr attachirt.

Die Baronin kam nicht zur Antwort; denn in der Thür erschien ihr Gemahl, ein Licht in der Hand, in Schlafrock und Pantoffeln.

Seine Frau ging ihm entgegen.

„Ich denke Dich im tiefsten Schlaf."

„Ich und schlafen!" erwiderte er mürrisch. „Hast Du den Cursbericht in der Abendzeitung gelesen? Vorgestern standen die Kukurutz-Ingelinger 85, heute stehen sie 65 — da soll man schlafen? Seit wir aus Kleingöhren fort sind, schlafe ich überhaupt nicht mehr."

Siebentes Kapitel.

Commerzienrath Riedel feierte demnächst seinen sechzigsten Geburtstag, doch konnte er, was geistige und körperliche Frische betraf, für einen Vierziger gelten. Das Weiß des vollen Haars hob nur die blühende Gesichtsfarbe; unter den Brauen, welche noch Farbe bekannten, blitzten kluge, lebhafte Augen. Er hatte zwar keine Taille mehr, aber die Beweglichkeit eines jungen Mannes. Ein beneidenswerthes Gebiß kam seinem Appetit zu statten, der ebenso erstaunlich war wie seine Arbeitskraft. Daß Riedel sen. immer in Schwarz gekleidet ging, war eine verzeihliche Eigenthümlichkeit; er trug als gemachter Mann täglich den

schwarzen Sonntagsrock, der das heißersehnte Ideal des Jünglings gewesen.

Er war mit Gott und sich zufrieden. Das sprach aus dem Behagen, womit er sich nach heißer Morgenarbeit in den Lehnstuhl am gewaltigen Schreibtisch zurücklegte. Vor ihm thürmte sich ein Haufen erledigter Briefe und Berichte auf, und daneben standen die geleerten Silberplatten seines zweiten Frühstücks. Er mischte sich ein letztes Glas Wasser mit wenigem Rothwein, trank, sah auf den breiten schneeweißen Busenstreifen nieder und lehnte sich wieder zurück.

Seine Laune war die beste der Welt, aber nicht unverwüstlich; denn als ein Diener eintrat und den Baron Riedgras meldete, zogen sich seine dunkeln Brauen unmuthig zusammen. „Lasse bitten", sagte er dem Bedienten und setzte für sich mit einem Blick auf die marmorne Standuhr hinzu: „Der Mann will Geld."

Dessenungeachtet ging er dem Besuche lebhaft und mit freundlichstem Willkommen entgegen, nahm selber ihm den Hut ab und lud ihn ein, auf einem der bequemen braunsammtenen Sophas Platz zu nehmen..

Nach den üblichen Fragen und Phrasen entstand

eine Pause. Der Baron fühlte sich — ein Zucken der Wimpern und des Schnurrbarts verrieth es — im Bann der klugen, scharfblickenden Augen seines Gegenübers nicht ganz wohl . . . Bah, er, der Freiherr von Riedgras! Er räusperte sich und nahm das Wort.

„Wir erwarteten zwar, Sie einmal bei uns zu sehen, doch — der Besiegte muß zum Sieger kommen."

„Wie so? Ah — Sie spielen auf unsern Wahlkampf an. Aber, mein bester Baron — nehmen Sie mir eine offene Bemerkung nicht übel: das konnten Sie sich vorhersagen, daß in der Residenz nur der liberale Candidat Aussicht habe; auch sind Sie so kurze Zeit erst Bürger unserer Stadt —"

„Hm, ich dächte, mein Name —"

„Ist ein Name von bestem Klang, doch hier handelt es sich um die Gesinnung."

„Sie ist lauter wie mein Name."

„Wer wagte, daran zu zweifeln! Allein zwei Menschen können beide das Beste wollen und doch sehr verschiedener Ansicht sein. Unglücklicher Weise hatte ich die Majorität hinter mir."

„Die Majorität, ich gebe nicht soviel auf die Majorität."

Der Commerzienrath legte die Hand auf des andern Arm. „Mein theurer Baron! Wir beiden alten Knaben werden uns doch dadurch nicht das Leben verbittern! Heute war der Strom wider Sie, ein andermal läßt er mich zurück. Der Erfolg oder Mißerfolg wirft keinen Schatten auf den Braven."

„Jedenfalls haben Sie Grund, mit Ihren Erfolgen zufrieden zu sein. Sie schlagen mich überall. Meine Hoffnung, in den Verwaltungsrath gewählt zu werden — ich gestehe ohne Erröthen ein: ich hegte Hoffnung, durfte sie hegen. Die Interessen dieses Landstrichs sind mir von Jugend an theuer."

„Mir sind sie es allerdings erst seit kurzem, aber jetzt ebenfalls — theuer, sehr theuer. Die Fabrik auf Kleingöhren nimmt bereits so erfreulichen Aufschwung, sie wird es noch mehr, sobald wir zu Land wie zu Wasser mit den Großstädten Fühlung haben. Es kann Sie nicht verletzen, daß die Gesellschaft dem Geschäftsmann den Vorzug gab."

„Dem Geschäftsmann und immer dem Geschäftsmann!" rief der andere ärgerlich. „Man kann adelig von Herkunft und Gesinnung und doch ein guter Rechner sein."

„Hm, möglich, aber nicht häufig.“

Riedgras sah nach seinem Hut, sein Blut war in Wallung, denn was der Commerzienrath sprach, klang ihm Alles wie Hohn. Aber indem er sich zu einem Lächeln zwang, lehnte er sich im Sopha zurück und trommelte mit den Fingern auf der Stuhllehne.

„Ich wollte, Sie nähmen mich als Schüler an. Ich möchte ein ebenso trefflicher Geschäftsmann wie Sie, Herr Commerzienrath, werden. Legen Sie einmal das Vorurtheil gegen den Aristokraten ab; rathen Sie mir, wie ich am besten mein Pfund verwerthe!“

„Und wenn ich Ihnen nun den ersten Rath ertheilte: Machen Sie gar keine Geschäfte!“

Es zuckte über das ganze Gesicht des Freiherrn, ein Seufzer entrang sich ihm.

„Das wäre freilich der leichteste Rath; aber setzen wir den Fall, er käme bereits zu spät. Setzen wir den Fall — ah, Ihr Herren von der Arbeit seid unnahbarer als der Stolzeste von uns. Und doch — und doch — ich bin — ich habe —“

„Herr Baron“, sagte der andere mit ruhiger Stimme, „Sie wollen mir ein Vertrauen schenken, das ich nicht annehmen kann.“

Der Freiherr fuhr empor. „Wie so?“

„Weil ich keinen, durchaus keinen andern Rath zu geben wüßte, als den angedeuteten. In Geschäften Jeder für sich!“

Dem Baron trat der kalte Schweiß auf die Stirn, er fuhr mechanisch mit der zitternden Hand darüber hin, dann blickte er abermals nach seinem Hut, doch es lag wie Blei in seinen Füßen.

„Erlauben Sie, daß ich meinen Sohn rufe“, sagte der andere, um ihm über die Verlegenheit hinwegzuhelfen. „Er ist vor einigen Tagen von Kleingöhren angekommen und würde sich's zur Ehre schätzen —“

Der Commerzienrath ging absichtlich selbst zur Thür, um dem Diener Weisung zu geben, der Baron aber sank in sich zusammen . . . Es war plötzlich sehr düster im sonnenhellen Gemach.

Der Eintritt des jungen Riedel gab dem Edelmann seine Haltung wieder.

„Freut mich, freut mich, Sie zu sehen, mein guter Herr Riedel“, sagte er, indem er die Rechte darbot, welche Gustav mit Wärme drückte. „Habe schon gehört, unser — will sagen, Ihre Fabrik blüht.“

„O ja, ich glaube, Papa ist leidlich zufrieden", erwiderte Gustav mit einem Blick auf den Vater.

„Sehr, sehr zufrieden", fiel dieser lebhaft ein. „Schon geht ein Dampfer täglich allein für unsere Rechnung. Ich denke daran, das Etablissement bedeutend zu vergrößern. Das wird freilich den Park kosten —"

„Den Park? Meine alten herrlichen Buchen?" rief Riedgras, dann setzte er mit einer Geberde der Entschuldigung, aber nicht ohne Bitterkeit hinzu: „Vergebung, Ihre Buchen —"

Der Commerzienrath zog die Schultern in die Höhe. „Ja, du lieber Himmel, wir Geschäftsleute sind darin Barbaren, Menschen ohne alle Poesie, sage ich Ihnen, Herr Baron, ohne alle Poesie."

„Darf ich mich nach dem Befinden der Ihrigen erkundigen, Herr Baron?" lenkte der zarter fühlende Gustav ein. „Das heißt — das heißt, ich hatte bereits das Vergnügen, der Baronesse zu begegnen —"

„So? Davon hat sie mir gar nichts mitgetheilt. Nun, dann wissen Sie bereits, daß wir uns sehr wohl fühlen, sehr wohl — Fritz sogar zu wohl. Unsere Söhne können zwar nicht alle Geschäftsleute

und Fabrikanten, aber jeder sollte fleißig und tüchtig sein. Monsieur Fritz dagegen nimmt das Leben nur von der leichten Seite — das heißt — ich bitte, mich nicht mißzuverstehen — er thut nichts, was er nicht mit seiner Jugend entschuldigen könnte."

„Ah, Herr Baron, Fritz hat das Herz auf dem rechten Fleck — er ist mein Freund — er ist — ich würde mich außerordentlich freuen, ihn wiederzusehen."

„Und er sich auch, mein Junge ist ein treuer Kamerad. Wenn Ihr Herr Papa und Sie uns einmal das Vergnügen machen wollten, den Kaffee bei uns zu trinken, soll er sich Urlaub nehmen. Ich würde Sie zu Tische bitten, allein ein Gourmand wie Ihr Herr Papa —"

„Bitte, Herr Baron", sagte der Commerzienrath, obgleich sein Gebiß über das Compliment zu strahlen schien. „Ich weiß durch meinen Sohn von der Küche auf Kleingöhren Wunderdinge."

„Ah bah, ein Teller Suppe und ein Stück Wild — das wäre das rechte Menu für Sie!"

„Das käme auf die Probe an. Wenn der Herr Baron mir gestatten, Sie —"

„Nein, Herr Commerzienrath, Zug um Zug, jetzt sind wir in der Erwartung Ihres Besuchs."

„Ich werde nicht ermangeln."

„Soll mich sehr freuen. Also auf Wiedersehen, Herr Commerzienrath; adieu, mein guter Gustav, auf Wiedersehen!"

„Sie erlauben —"

Aber der alte Herr lehnte mit aller Höflichkeit das Geleit ab . . . Sein Herz war ihm zum Springen voll; er mußte, an der untersten Treppenstufe angelangt, einige Sekunden rasten.

„Es ist weit in der Welt gekommen", sagte er sich bitter; „ein Edelmann, der zum Krämer betteln geht, ein Krämer, der einen Riedgras abzuweisen wagt. Wenn er meinesgleichen wäre, würde ich — Paschol! . . . Was nun?"

Achtes Kapitel.

„Hochmüthiges Pack“, sagte droben der Commerzienrath, während er mit hastigen Schritten, die Hände in den Hosentaschen, auf und nieder ging. „Heute wie weiland! Nur mit dem Unterschied, daß man heute, wenn sie höflich sind, die Börse fester schnüren muß.“

„Eine Bitte, lieber Vater“, sagte Gustav.

„Schieße los, mein lieber Junge. Brauchst Du Geld?“

„Es thut mir weh, Sie in diesem Tone von Herrn von Riedgras sprechen zu hören. Er ist ein Ehrenmann und sein Sohn mein Freund.“

„Wieviel ist er Dir schuldig?“

„Vater — ich bitte Sie! . . . Es wäre hart, sehr hart für mich, wenn Sie aus Ueberzeugung sprächen.“

„Ich spreche nur, nachdem ich mich überzeugt habe. Höre“ — er stellte sich breit vor seinen Sohn hin und sah ihm forschend in die Augen, deren erhöhter Glanz den mühsam niedergekämpften Unwillen verrieth — „ich will nicht hoffen —“

„Was?“

„Daß weniger Freundschaft für Vater und Sohn als vielmehr eine Liebelei mit der Tochter dahinter steckt.“

„Sie kennen die Baronesse nicht, sonst würden Sie das unwürdige Wort nicht von ihr gebrauchen, welche die Reinheit, die Tugend ist.“

„Also doch verliebt? Das sind mir schöne Geschichten! Ich gebe heute nicht und nimmer meine Einwilligung.“

„Dasselbe dürfte auch der Baron und er mit größerem Rechte sagen!“

Der Commerzienrath zuckte plötzlich den Kopf in

die Höhe. „Er? Bah! . . . Darauf lasse ich es ankommen.“

„Es wird darauf ankommen, lieber Vater“, erwiderte Gustav mit einem traurigen Lächeln, „und Sie werden leider dabei verlieren. Ja, mein theurer Vater“, fuhr er, bewegt des andern Rechte mit beiden Händen ergreifend, fort, „ich kenne Ihr gutes Herz, das den Menschen nach seinem wahren, seinem innern Werthe schätzt, Sie werden sich von der Lauterkeit meiner Absichten, der Festigkeit meines Willens wie von der Würde meines Zieles überzeugen. Anders ist es beim Baron — ein edler Mann, leider nur auch ein Edelmann.“

„Ich lasse es darauf ankommen“, fiel der Commerzienrath beinahe heftig ein. „Ein Ertrinkender greift nach einem Strohhalm, geschweige denn nach der Hand eines so wackeren Jungen, wie Du einer bist . . . Der Baron ist ein ruinirter Mann“, fuhr er auf Gustav's stumme Frage fort. „Und ist er's noch nicht, wird er's, so gewiß, wie zweimal zwei vier ist. Leute seines Schlages ruiniren sich immer, wenn sie sich auf unserem Grund und Boden mit uns messen wollen.“

Das wäre entsetzlich; dem muß vorgebeugt werden! — Hat er vorhin davon mit Ihnen geredet?"

„Mein lieber Gustav, noch schreiben wir nicht Riedel und Compagnie."

„Lieber Vater, ich beschwöre Sie! So wahr ich an Gott glaube, meine Liebe zu Wanda ist grenzenlos. Um meinetwillen stehen Sie ihrem Vater bei!"

„Ah bah!"

„Vater, sonst könnte der Fall eintreten, daß wir uns trennen müßten. Ich werde unter allen Umständen auf Seite der Unglücklichen stehen."

„Du sprichst, wie — wie man in Deinem Alter zu sprechen pflegt. Du wirst Dir die Sache überlegen."

„Ich bin entschlossen."

„Mich aufzugeben?"

„Sind denn auch Sie schon entschlossen, mich aufzugeben?"

„Nach Deinem heutigen Gebaren, das sich für einen Geschäftsmann, einen Techniker ganz und gar nicht geziemt, halb und halb. Vorläufig werde ich

einmal wirklich bei Herrn Baron Riedgras den Kaffee trinken."

„O Vater, Sie sind —"

„Commerzienrath Riedel — auch als Schwiegerpapa nicht zu verachten."

Neuntes Kapitel.

Ein Nebenbuhler Gustav's hätte mit allen Listen und Ränken den Liebenden nicht erfolgreicher entgegenarbeiten gekonnt, als der Zufall es ganz ohne einen feindseligen Dritten fügte. Der Commerzienrath sah sich in den Tagen nach jener Unterredung, die wir im vorigen Kapitel berichtet haben, in ebenso lockende als dringliche Geschäfte verwickelt, daß er nicht so bald, wie er beabsichtigt hatte, zum Besuche der freiherrlichen Familie kam. Gustav selbst aber wurde durch einen Schicksalsstreich, der einem Intriguanten Ehre gemacht haben würde, zur Unthätigkeit gezwungen; sein Zartgefühl — es war sein mütterliches Erbtheil — hieß ihn für einige Zeit das Haus der Geliebten meiden.

In diesem Hause wurde es unterdessen von Tag zu Tage ungemüthlicher. Der Baron, dem alle Pläne scheiterten, weil er zu Vielerlei unternahm, war auf dem schlechtesten Wege, das heißt, auf dem besten, ein galliger, schmähsüchtiger, unleidlicher Greis zu werden, während seine Frau mit dem Terrain auch alle Würde und nicht nur die Herrschaft über die Andern, sondern auch über sich verlor. Sie seufzte um die Vergangenheit und über die Gegenwart, sah Gatten und Kinder und die übrige Menschheit im Bunde, ihr ein frühes Grab zu graben, und weil Niemand, Niemand sie beweinen würde, vergoß sie selbst am Grabe der seligen Freiin von Riedgras Ströme von Thränen. Die arme Wanda wagte keinen Versuch, des Vaters Stirn zu entwölken, und mühte sich vergebens bei der Mutter, und zu dem Kummer um die Eltern gesellte sich eine dunkle Sorge wegen des leichtsinnigen Bruders. Zweifel an der Treue des Geliebten blieben der treuen Seele fern, doch daß Gustav so gar keinen Versuch machte, den Eltern und ihr sich zu nähern, kostete ihr manch stilles Ach! Unter solchen Umständen bot die Errungenschaft der trüben Tage, daß man ihr keine Rolle mehr in der Gesellschaft aufdrang —

die ahnenreiche Tante zog sich seit der letzten Cour auffällig zurück — nur wenig Trost. Was sie ihre Welt genannt, der Eltern Zärtlichkeit, ein trautes Daheim und Wald und See fehlten.

Vom Frühling, der nach den Regentagen die Erde rasch verwandelte, hatte das Naturkind nur eine Ahnung — nur das himmlische Blau über der langweiligen Häuserzeile und an einem Mittwoch einen Strauß Maiblumen, den die Köchin dem guten gnädigen Fräulein vom Markte mit heimbrachte.

Zu dieser Liebesgabe wanderte der Blick der Einsamen, als sie am Nachmittag dieses Mittwochs in ihrem Zimmer saß. Der Strauß hatte dadurch, daß er zwischen Fleisch und Kohl gelegen, nichts von seiner Zartheit eingebüßt; doch für die Empfängerin war es ein Unterschied, daß er von Rieke, statt von Gustav, kam, und es fragt sich, ob im letzteren Fall Wanda das Loos der armen Blumen ebenso bedauert und die Analogie zwischen jenem und ihrem gefunden hätte.

Sie ließ ihre Handarbeit in den Schooß fallen und sah, da sie am Fenster saß, von den Blumen ins Freie, das heißt in den engen Hof und auf dessen Quergebäude, einen Waarenspeicher mit schmuzigen

Wänden und schwarzen Luken. Wie gern würde sie den Nordost, der zu dieser Jahreszeit rauh und kalt um Kleingöhren weht und alles Blühen niederhält, für den weiten Blick auf die bewegte See und den andern Blick durch die stattliche Zimmerreihe im Strandschlößchen in den Kauf genommen haben. Das war nun für immer dahin, und kaum wagte sie zu klagen. Denn alle die unholden Veränderungen knüpften sich wie die Glieder einer Kette an ihr erstes Unrecht, ihr Geheimniß vor den Eltern.

Wird der Tag der Bekenntnisse, der Verzeihung und Versöhnung jemals kommen? Weniger denn je scheint ihr dieser Trost verbürgt.

Ein leises Klopfen schreckte sie aus ihrem Sinnen, und bevor sie sich gesammelt und „Herein!“ gesprochen hatte, trat zu ihrer Ueberraschung Bruder Fritz ins Zimmer.

Seine Erklärung, daß er über die Hintertreppe gekommen sei, weil er sein liebes Schwesterchen allein zu sprechen wünsche, ließ Wanda nichts Gutes ahnen. Sie warf einen fragenden Blick auf ihn, während er aufseufzend von ihr hinweg in die Ecke sah.

„Hast Du dienstlich etwas verschuldet?“

„Es kommt schlimmer“, stöhnte er und ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

Wanda faltete erschrocken die Hände.

„Ich bitte Dich“, sagte er, krampfhaft das eine Knie reibend, „bitte, sieh mich nicht so jämmerlich an — oder es bleibt mir nur die Kugel — — Schließlich ist's auch egal — was habe ich denn von der Welt — wenn Papa nicht begreift, daß heute ein Fähnrich vom Tractament allein nicht leben kann —“

„Fritz! Fritz!“ unterbrach ihn seine Schwester. „Versündige Dich nicht!“

„Aber, liebste Schwester, versetze Dich doch in meine Lage! Denke Dir mal, Du müßtest ohne einen Thaler in der Tasche zu Borchardt gehen —“

„Steht Borchardt im Reglement?“

Der junge Krieger warf sich in die Brust und erwiderte: „Verzeihung, liebe Wanda, das verstehst Du nicht. Es gibt Umstände, unter denen das Vergnügen zur Pflicht wird.“ Aber alsbald fielen ihm wieder seine Sünden ein. „Wanda“, fuhr er mit der Miene eines Verzweifelnden auf, „wenn Du wüßtest —“

„Vertraue mir Dein Leid, und wenn ich helfen

oder *vermitteln kann* —" sie drohte lächelnd mit dem Finger. „Das Ende vom Lied wird sein: Du hast wieder einmal Deinen Etat überschritten."

„Es kommt schlimmer!"

„Schlimmer? Nun ängstigst Du mich wirklich."

„Ich habe Dich vorbereitet."

„So sag' endlich —"

„Ich muß heute noch zweitausend Thaler haben oder ich bin verloren."

Wanda schlug entsetzt die Hände zusammen. „Zweitausend Thaler!"

„Ja, zahlbar an unsern gemeinschaftlichen Bekannten, den jungen Riedel."

„An Gustav?" entschlüpfte es ihren Lippen. Der verwunderte Blick des andern trieb ihr das Blut in die Wangen, und das verrieth sie vollends. Ihr Bruder dagegen wurde infolge der völlig neuen Gedankenverbindungen plötzlich ruhiger, sodaß er klar und bündig, ja mit einer gewissen Trockenheit seine Lage schildern konnte.

Eine ziemlich verzweifelte Lage. Er sei — natürlich als Opfer geselliger Pflichten — in der Residenz

binnen kurzem sehr tief in Schulden gerathen, so tief, daß er vor zwei Monaten keinen andern Ausweg gefunden, als sich seinem reichen Freunde Riedel, den er zufällig in einem Restaurant getroffen, anzuvertrauen. Riedel habe sich in der That sehr anständig benommen und ihm die genannte Summe ohne Zögern vorgestreckt. Als Cavalier habe er, Friedrich Freiherr von Riedgras, dem Bürgerlichen gegenüber sich nichts vergeben wollen und, weil er damals noch Gott weiß welche Illusionen von Papas Unternehmungen hegte, Herrn Riedel einen Ehrenschein über seine Schuld aufgedrungen — er müsse gestehen, gewaltsam aufgedrungen.

Dieser Schein war seit gestern verfallen.

Die Vertraute saß mit starren Augen, ein Bild rathloser Seelenangst, da. Sie rang nach Athem, und die Worte kamen schwer über die trockenen Lippen.

„Vielleicht“, sagte sie kaum vernehmbar, „wenn Du Deinen Freund bittest —“

„Kann man sein Ehrenwort zurückerbitten?“

„Du mußt Dich Papa entdecken.“

„Papa?“ rief er bitter. „Ich fürchte, unser guter Papa ist ruinirt wie ich —“

„Wer sagt Dir denn das, Junge?“ tönte plötzlich die Stimme eines Dritten ans Ohr der Geschwister, und sie sahen beide mit gleich großem Schrecken den Baron in der geöffneten Thür stehen. Wanda flog, die erste, auf den Vater zu und schlang die Arme um ihn, dessen flammende Augen und eingekniffener Mund böse Warnzeichen waren.

„Vergib ihm, Papa!“ bat sie, „vergib Fritz, er ist so unglücklich.“

„Wie so unglücklich? In seinem Alter hat man kein Recht, unglücklich zu sein — es sei denn über die eigenen dummen Streiche. Die wird er wohl wieder gemacht haben ... Rede! Ich will wissen, warum er auch ruinirt ist.“

Fritz fühlte sich durch diese wenig freundliche Aufforderung nicht veranlaßt, sein Schweigen zu brechen. Wanda jedoch, die sozusagen den Aufruhr in der Brust des Vaters fühlte, wandte ihm flehend das Antlitz zu. „Sage Papa Dein Leid“, beschwor sie ihn, „schütte Dein Herz aus! Sei offen und reuig, und Papa verspricht mir, Dir zu verzeihen. Papa wird helfen.“

„Das steht auf einer andern Seite. Erst das Factum! .. Nun?“

Die väterliche Stimme hatte jetzt so besondern Klang und die Augen des alten Herrn, hatten solchen Glanz, daß Fritz das Trotzen aufgab. Er wiederholte, was er bereits der Schwester gebeichtet.

Sein Bericht war womöglich noch kürzer, aber sein Vortrag sehr unsicher, der Eindruck auf den Vater nichtsdestoweniger schrecklich. Sein Gesicht wurde dunkelroth, seine Lippen spielten ins Bläuliche.

„Weißt Du, was Du bist?“ stieß er mit heiserer Stimme hervor.

„Vater!“ fiel ihm Wanda ins Wort und preßte sich angstvoll an ihn. Er machte sich unsanft von ihr los, schlug die geballten Hände an die Schläfen und streckte oder vielmehr schleuderte sie gegen den Schuldigen hin, einen Ton ausstoßend, der zugleich voll Wuth und Thränen war.

„Wenn Du die Sache so auffassest —“ schluchzte der Fähnrich.

„So auffassest — Mensch! mache mich nicht rasend!“

Abermals versuchte Wanda des Zürnenden sich zu bemächtigen, allein er wehrte sie ab. „Kommt beide zur Mutter!“ befahl er — „beide!“

Die Geschwister schlichen hinter ihm her, der nun sich wieder beherrschte, weil er entschlossen war — über den Flur in das Zimmer, wo die Baronin so eben vom Nachmittagsschlummer erwachte. Ein Blick auf die drei Personen genügte — die Thränen standen ihr schon in den Augen.

„Nimm Abschied von Fritz!“ sagte ihr Gemahl mit der Kürze und Strenge eines Musterrömers.

Mutter und Tochter brachen gleichzeitig in Jammern aus. „O, mein Gott“, schrie erstere, „was ist mit Fritz geschehen? Er ist durchgefallen!“

„Durchgefallen?“ lachte wild der Baron. „Ich will Dir sagen, was er ist —“

Hier wurde er unterbrochen: Jemand zog die Klingel zur freiherrlichen Wohnung, mit kräftigem Ruck wie ein Briefträger.

Fritz und die Damen fuhren schaudernd zusammen, der Vierte im Zimmer drehte aufhorchend den Kopf nach der Thür.

Einige Sekunden später brachte das Dienstmädchen eine Karte herein.

Der Baron warf einen unwilligen Blick auf die Karte und dann einen schrecklichen auf Fritz. „Commerzienrath Riedel!"

Zu dem Dienstmädchen: „Ich lasse bitten."

Zehntes Kapitel.

Endlich hatte der Commerzienrath eine freie Stunde gefunden, um dem Freiherrn seinen Besuch zu machen. Da das Wetter mild und freundlich war, ging er den weiten Weg zu Fuß. Er schritt, wenn auch im raschen Tempo des Geschäftsmannes, mit jener Mischung von Bonhommie und Würde eines Bürgers, der sich von der halben Stadt gekannt weiß und jeden Augenblick Grüße zu erwidern hat. Auch wer ihn nicht kannte, konnte in ihm sofort den reichen Mann errathen, so viel Selbstbewußtsein lag in seinem Gang, in der Art, wie er den Kopf auf den breiten Schultern trug und die Vorübergehenden anblickte, ja,

im Klang seines Bambusrohrs, das er im Takte auf die Quadern stieß. Als er jedoch in die Straße lenkte, wo die Familie Riedgras wohnte — eine ziemlich stille Querstraße, die Zweigarterie einer Hauptader — ging er unwillkürlich langsamer und gebückt. Seine Mienen drückten eine gewisse Unentschlossenheit aus

Vor einer Kunsthandlung blieb er stehen, als wenn er die ausgehängten Bilder betrachten wollte, in Wahrheit aber, um noch einmal seinen nächsten Schritt zu überlegen.

„Soll ich oder soll ich nicht?" fragte er sich. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Leute ohne Geld, hoch- oder wohlgeboren, betrachten den Reichen als ein Wild, für das keine Schonzeit gilt. Der Baron ist heute ohne Geld . . . Mit ihm allein bin ich fertig geworden, aber er wird mir Frau und Tochter auf die Brust setzen. Ich kenne das. Widerstehe einer einem schönen Augenpaar, wann es in Thränen schwimmt, einer bittenden Hand, wenn sie zart und schmal ist. Erst wird mir das Herz bluten und dann der Geldbeutel. Denn ohne Geld keine vornehme Schwiegertochter . . . Und was kommt bei solchen Ehen zwischen einem reichen Bürgerlichen und einer

armen Baronin heraus? Daß er das nicht hat, was sie hat, wirft sie ihm vor, und was er hat, wirft sie hinaus . . . Was ist es nun, das mich Hals über Kopf in ein Geschäft stürzt, bei dem der Vortheil ganz auf der andern Seite? Die pure Vaterliebe! . . . Doch als zärtlicher Vater sollte ich meinen Sohn von dummen Streichen zurückhalten, anstatt ihn darin zu unterstützen. Ich sage ja: Wo die Gemüthlichkeit anfängt, ist die Logik zum Teufel.

Andererseits hat mein Sohn, Gott sei Dank, zum Romantiker eine viel zu praktische Erziehung; ein offener Kopf wie er kann sich über den wahren Werth eines Mädchens unmöglich täuschen. Uud wenn ich vom Vater auf das Kind schließe — der Baron ist, Alles in Allem, kein übler Mann, nur ein wenig beschränkt. . . . Wohnt er Nummer 32 oder 33? . . . Versuchen wir's in Nummer 33. Wohnt er dort, ist's gut; wohnt er aber 32 — Sapperment, dann — ich bin nicht abergläubisch — doch dann kehre ich um!"

Er setzte sich wieder in Bewegung.

„Habe die Ehre, Herr Commerzienrath!" grüßte ihn ein kleiner Mann mit gelbem Teint und pfiffigen Aeuglein.

„Ah, guten Tag, Herr Meier! — Wie war die Börse?“

„Flau — aber sehr flau ... Empfehl' mich Ihnen, Herr Commerzienrath.“

„Guten Tag, Herr Meier!“

Diese kurze Begegnung war der Sache Wanda-Gustav entschieden ungünstig. Flaue Börse, laue Geschäfte, dachte der Commerzienrath, indem er mit merklich längerem Gesicht die Straße hinabschritt. Es war nur gut, daß schon eins der nächsten Häuser die gesuchte Nummer trug.

Zögerte er doch auf der Schwelle noch! Und er überschritt sie nur, um den weiten Weg nicht umsonst gemacht zu haben. Doch wünschte er heute aufs innigste, daß die hochgeborene Familie wirklich so widerborstig wäre, die Heirath für eine Mesalliance zu halten.

„Wohnt Baron Riedgras im Hause?“ fragte er den Portier, der aus dem Fensterchen im Hausflur, seinem Lugaus, hervorspähte.

„Zwei Treppen hoch, rechts, Herr Commerzienrath.“

Erkannt! sagte sich Herr Riedel, doch nicht ohne selbstgefällig zu schmunzeln.

Der Empfang, der dem Gaste von der Familie Riedgras zu Theil wurde, war befremdend. Der Baron begrüßte ihn so förmlich, so feierlich; Mutter und Tochter hinwieder sahen ihn bei der Vorstellung so erschrocken an, und der Sohn verrieth sogar entschieden Lust, vor dem Commerzienrath auf und davon zu laufen.

Was bedeutete das? Den Anzeichen nach hatte eine Familienscene stattgefunden. Stand sie in Beziehung zu seinem Sohn? Hatte ihn das Verhängniß gerade jetzt herbeigeführt, um die Lösung zu beschleunigen?

Abwarten! mahnte sich der kluge Geschäftsmann. Vor allem warf er einen Blick auf Baronesse Wanda. So rasch derselbe war, entdeckte er doch Mancherlei. Sie war frisch wie ein Landmädchen, bildhübsch, einfach und doch nett gekleidet — kurz, sie machte dem Geschmack Gustav's alle Ehre.

„Und wie gefällt es Ihnen bei uns, Frau Baronin?“

Die Frage gab der letztern einen erwünschten Vorwand, sich durch einen tiefen Seufzer Luft zu machen.

„Ach", erwiderte sie, „wenn man so lange, wie wir, an der See gewohnt hat! In Kleingöhren war es doch zu reizend!"

Wie aufgeregt der Baron auch sein mochte, fiel ihm doch das rückaltlose Bekenntniß der ehedem so großstädtisch Gesinnten auf.

„Sie würden dort jetzt Alles sehr verändert finden."

„Ach ja, der Baron hat mir davon erzählt."

„Das Häuschen — Pardon! das Schloß blieb selbstverständlich respektirt, aber stellen Sie sich vor: vom Haus bis zum Strand hinab Arbeit, Bewegung, Lärm; eine Fabrikstadt im Kleinen; dem Anschein nach ein Chaos Alles, aber jeder Fuß breit ausgenutzt und nutzbringend!"

„Abscheulich!" stieß die Baronin hervor, erschrak — o wie sehr hatte sie sich verändert! — und führte ihr Batisttuch an den verwegenen Mund.

Der Commerzienrath schien den Ausruf überhört zu haben. Er lehnte sich im Stuhl zurück und fuhr, die breite Brust wölbend, für den Plauderton etwas zu prahlerisch fort:

„Ich selbst kümmere mich eigentlich um die Dinge

dort nicht. Die Maschine ist im Gange — nun mag mein Sohn dafür sorgen. Erlauben Sie mir übrigens bei dieser Gelegenheit für die große Freundlichkeit zu danken, mit der Sie meinen Gustav aufnahmen!"

Indem ging der Baron mit pochenden Schläfen auf und ab. „Diese Geschäftsmänner sind ohne Erbarmen! Es ist klar, er will sich an unserer Verzweiflung weiden, bevor er uns ans Messer liefert. — Wie beliebt?" fragte er laut, denn der Commerzienrath hatte sich nach ihm umgesehen.

„Mein Gustav war heute leider verhindert, mich zu begleiten. Er trug mir seine gehorsamen Empfehlungen an Sie und die Damen — und Grüße an seinen Freund Fritz auf . . ."

Ertrage ein Anderer die Folter länger, dachte der Baron, und indem er mit kräftigem Ruck einen Stuhl hinschob und sich hineinwarf, fragte er, seinen Gegner scharf ins Auge fassend: „Reden wir ohne Umschweife! Ihr Herr Sohn gab Ihnen außerdem noch einen Auftrag?"

„Hm, wenn ich ohne Umschweife reden darf — allerdings."

Die Blicke von Vater und Sohn begegneten sich;

Wanda zitterte, und ob zwar die Baronin nur begriff, daß das Gewitter sich nun entladen werde, zitterte auch sie. Der Commerzienrath jedoch wurde durch die unerwartete Initiative des Freiherrn über die Maßen verwirrt. Sein Vorsatz, die Ereignisse an sich herankommen zu lassen, war vereitelt: die Ereignisse reiften schneller, als er wünschte. Er sah verlegen auf die beiden Frauen.

„Lassen Sie sich durch die Gegenwart der Damen nicht stören", versetzte der Baron, der seinen Augen gefolgt war. „Bei einer Sache, welche der ganzen Familie so nahe geht, haben alle Familienmitglieder das Recht, anwesend zu sein."

Der Commerzienrath machte eine zustimmende Verneigung. „Ich nehme also an, daß Ihnen die Sache bereits bekannt ist —"

„Sie ist es."

„Auch daß sie schon en famille berathen worden —"

„Durchaus nicht — ich habe sie so eben erst erfahren."

„Merkwürdiger Zufall!" murmelte der Commerzienrath, zur Baronesse hinüberblickend.

„Sie glauben doch", setzte der andere mit er-

hobener Stimme hinzu, „daß ich andernfalls Ihnen zuvorgekommen wäre?"

„Wären Sie das?" rief der Commerzienrath mit neuer Ueberraschung.

„Gewiß, tödtlich gewiß, mein Herr."

„Das freut mich."

„Freuen Sie sich nicht zu früh; denn um Ihnen von vornherein jede Täuschung zu ersparen: ich bin nicht in der Lage —"

„Nicht? Nein? Dann bin ich allerdings enttäuscht ... Und was sagen die Damen dazu?"

„Die Damen haben hier nur Sitz, nicht Stimme."

„Erlauben Sie —"

„Wozu die Umschweife! Ich weiß, was ich zu thun habe."

„Ich wüßte auch, aber wo es sich um die Interessen meines Sohnes handelt —"

„Vorläufig handelt es sich um die Ehre meiner Familie."

„Ihrer Ehre ist bisher Niemand zu nahe getreten."

„Und soll es auch künftig nicht — ich bringe ihr jedes Opfer."

„Auch Ihr Kind?"

„Wie Sie sofort sehen werden, ja."

„Ich sehe bereits, aber bitte doch zu bedenken —"

„In solchem Fall gilt kein Bedenken. Binnen einer Viertelstunde ist mein mißrathener Sohn eine Leiche!"

Die Damen fuhren mit lautem Schrei empor, der Commerzienrath aber sah nur im ersten Moment verdutzt aus, dann machte er kleine Augen und lächelte „Vergebung, Herr Baron, wovon und von wem sprechen wir eigentlich?"

„Nun, wovon? Von der Ehrenschuld meines Sohnes an den Ihrigen."

„Dann erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich von dieser Affaire nicht das Geringste weiß. Wir beide haben einander durchaus mißverstanden."

Fritz, den der schreckliche Lakonismus seines Vaters in Angstschweiß badete, wagte znm ersten Mal den Kopf zu erheben. Das Antlitz der Baronesse aber leuchtete auf, denn die Erklärung des Commerzienraths gab ihr den Glauben an Gustav's Edelmuth wieder, sie war eine Ehren- und Liebesrettung.

Leider zeigte der Familienhäuptling nicht die geringste Lust, die Toga abzulegen. „Gut“, begann Riedgras nach einer Pause, „wie dem sei — mit Ihrem Wissen oder nicht — die Thatsache steht fest: mein Sohn schuldet Herrn Riedel junior eine bedeutende Summe — ich komme dafür auf. Außerdem aber hat mein Sohn nicht Wort gehalten — als ein Riedgras wie als Soldat weiß er, was er deshalb zu thun hat. Er wird seine Schande nicht überleben.“

Der Commerzienrath wollte eine vernünftige Einrede machen — da klang die Flurglocke.

„Kann man denn keinen Augenblick —“ wetterte der Baron; doch die Meldung des Dienstmädchens, daß der Herr draußen der junge Herr Riedel sei, versetzte alle Anwesenden in neue Spannung.

Gustav wurde beim Anblick des Vaters in diesen ihm so theuren Räumen froh berührt, doch die finstere Miene des Barons, die bekümmerte Wanda's stimmten seine Freude alsbald herab.

Der erstere war wieder mitten in der Sache. Indem er auf Fritz wies, sagte er barsch:

„Ihr Besuch gilt diesem da —“

„Wenn Sie erlauben — das heißt —“

„Nehmen Sie keine Rücksichten! Sie kommen, um den Säumigen zu mahnen.“

„Zu mahnen? — Ich wüßte nicht —“

„Aber Ihr Herr Papa und ich wissen Alles.“

Gustav blickte verlegen von dem einen zum andern. „Mögen Sie denn wissen“, sprach er; „unmöglich können Sie mich im Verdacht haben, daß ich wegen einer solchen Lappalie zu mahnen komme.“

„Junger Mann, ein Fall, bei dem es sich um die Ehre der Familie Riedgras handelt, ist keine Lappalie.“

„Bitte mich anzuhören, Herr Baron“, entgegnete jener mit bescheidener Würde. „Allerdings hätte ich meinen Freund Fritz gern unter vier Augen gesprochen — ich suchte ihn vergeblich in der Kaserne — doch nicht etwa, um ihn zu mahnen, sondern zu bitten, daß er sich wegen des Termins keine Sorgen machen möge.“

„Haben Sie den Schein?“

„Aber ich bitte Sie, Herr Baron — der war ja völlig überflüssig.“

„Doch nicht, Herr Riedel! — Dieser Schein“, setzte er mit einem neuen Criminalblick auf den armen Sünder hinzu, „ist wenigstens einen Schuß Pulver werth.“

„Ich will überhaupt keine Bescheinigung von Freundeshand — ich habe das Papier zerrissen — die Stücke mag Fritz an sich nehmen!“

Hier nahm die Baronin zum ersten Male das Wort. „Obwohl ich immer noch nicht ganz klar sehe, so meine ich doch, daß die Sache bei der Freundlichkeit des Herrn Riedel sich beilegen ließe; auch bitte ich Dich zu bedenken, Eduard, daß wir — wir selbst für die — die Fehler unseres Fritz verantwortlich sind; — denn wenn wir in unserem lieben Kleingöhren geblieben wären — ach, die Augen ausweinen könnte ich mir, daß ich Deinem Plan, in die Residenz überzusiedeln, nicht ernsthafteren Widerstand geleistet!“

„Du hättest mir überhaupt Widerstand geleistet? I, da soll ja doch — Vergebung, liebe Hermine, aber diese Behauptung — also ich wäre derjenige gewesen, ich? Ah — doch“ — er kam immer wieder in den alten Gedankengang — „davon ein andermal. Herr Commerzienrath, wie gesagt, von heute an bin ich der Schuldner Ihres Herrn Sohnes. Sie können ruhig sein. Ich schaffe die Summe, ich schaffe sie — hörst Du, Fritz, und nun stirb!“

Da die Todesangst des Fähnrichs, die lauten

Klagen der Frauen für den Ernst der Situation zeugten, fand der Commerzienrath es an der Zeit, sich ins Mittel zu legen. Er bat die Eltern des Aermsten um eine Unterredung ohne Zeugen.

Elftes Kapitel.

Gustav und die Geschwister hatten sich entfernt, die Baronin sah mit ängstlicher Spannung, ihr Gemahl brummig auf den Dritten, der sich so recht bequem in den Stuhl zurücklegte.

„Da wir Eltern unter uns sind“, begann er, „können wir offen reden. Allen Respekt vor Ihrer Erziehung, Herr Baron, aber Sie spannen den Bogen etwas zu straff. Der arme Junge hat lange genug gezappelt —“

Der Baron machte große Augen. „Denken Sie denn, daß ich Komödie spiele?“

„Allerdings, wenn auch eine moralische. Sie können unmöglich Ihren Sohn zwingen wollen, Hand an sich zu legen.“

„Zwingen? Wenn er einen Funken Ehrgefühl be-

sitzt, wird er es freiwillig thun. Und thut er's nicht — ha, dann er oder ich!"

„Hm, sehr groß, sehr nobel, aber damit wird die Schuld nicht bezahlt. — — — Sprechen wir vernünftig. Ich kenne Ihre Lage. Sie sind so wenig wie der Herr Fähnrich — Pardon, wenigstens vorläufig im Stande, die Summe aufzubringen, und das ist vor der Hand auch nicht nöthig. Mein Sohn ist schon durch sein mütterliches Erbe reich genug, daß er die fragliche Summe nicht vermißt. Da er mündig ist, kann er mit seinem Gelde anfangen, was er will; da er ein Gentleman, ist es keine Schmach, ihm verpflichtet zu sein, und da ich sein Herz kenne, protestire ich in seinem Namen gegen Ihr Verfahren mit seinem Schuldner."

„Meine Standesehre dietirt es. Ich liebe meinen Sohn mehr als mich selbst, aber die Ehre mehr als ihn."

„Kaltes Blut, Herr Baron! Ihre Standesehre hielt Sie nicht ab, meinen Rath, meine Hülfe zu wünschen. Ihnen habe ich Beides verweigert — aus demselben Grunde, weshalb ich auch jetzt Ihre Bürgschaft nicht annehme —"

Der Baron warf sich in die Brust, doch der Fabrikherr ließ sich nicht einschüchtern. „Ja, kurz und bündig, ich nehme sie nicht an. Ich habe eine viel sicherere Bürgschaft in Ihrem Sohn —“

„Herr, Sie sind mein Gast“, bezwang sich der andere.

„Eine sicherere Bürgschaft, denn er ist jung, Sie dagegen, Herr Baron, zwar ein Mann wie ich noch in den besten Jahren, aber nach dem, was ich heute von Ihrem cholerischen Temperament erfahren habe, gebe ich für Ihr langes Leben nicht soviel.“

„Herr —“

„Kaltes Blut, Herr Baron! Ihnen habe ich als kühler Geschäftsmann Rath und Hülfe verweigert, dagegen gewähre ich Beides dem jungen Freiherrn. Dieser Fähnrich gefällt mir; ich bin ihm zugethan, und wenn binnen einer Viertelstunde alle seine Schulden bezahlt sind — verstehen Sie mich, alle! — sehe ich nicht ein, warum Sie ihm nicht den ersten dummen Streich verzeihen sollten.“

Wenn die Baronin früher eine etwas unliebenswürdige, hochnäsige Dame gewesen — in diesem Augenblick machte sie die vergangenen Sünden gut. Sie

sprang auf und drückte dem Commerzienrath mit so inniger Rührung und schlichter Dankbarkeit die Hand, daß es ihm auch wohl that, wohlzuthun.

Nur Baron Riedgras wollte sein schon zitterndes Herz zu capituliren verhindern. „Mein Sohn wird keinem Almosen sein Leben verdanken."

„Geborgtes ist kein Almosen. Und wenn Sie mir sagen: Ihr Sohn soll nicht aufs neue Schulden machen — gut — so nehme ich hiermit den Refus, den ich Ihnen gab, feierlich zurück. Herr Baron, ich stehe Ihnen in jeder Höhe zu Diensten, mit der einen Bedingung, daß Sie Ihrem Herrn Sohn, meinem jungen Freunde, verzeihen. Wie Sie sehen", fuhr er, um jede Widerrede abzuschneiden, fort, „sind Sie in eine Zwickmühle gerathen — Sie müssen nachgeben, und warum sollten Sie nicht? Der Vernunft, der Ehre und dem Herzen ist genügt, Ihr Sohn hat seine Lection erhalten — basta! — Damit aber die ganze Angelegenheit in der Familie bleibe", schloß der Commerzienrath mit verändertem, feierlicherem Ton, indem er aufstand, „Herr Baron, Frau Baronin, erlauben Sie mir, für meinen Gustav um die Hand Ihrer Fräulein Tochter, der Baronesse Wanda, anzuhalten."

„Ich gebe meinen Segen", kam die Baronin ihrem Gemahl zuvor. Ihm, der schon erweicht und erleichtert gewesen war, zuckten nun wieder alle Wetter über die Stirn.

„Also doch!" rief er. „Um den Preis meines Sohnes soll ich meine Tochter verkaufen?"

„Nein, bester Baron, nur ein wenig Ahnenstolz für das Glück Ihres Kindes! Ja, für das Glück Ihres Kindes! Fragen Sie nur das gnädige Fräulein selbst." Er war, von einer Ahnung getrieben, rasch, aber geräuschlos an die Thür des anstoßenden Zimmers getreten und öffnete sie plötzlich.

Die Gruppe, die sich den Eltern darbot, bedurfte keines Commentars. Die Liebenden hatten in dieser verhängnißvollen Stunde bruder Fritz zum Vertrauten gemacht, und indem jene Beiden einander zärtlich umschlungen hielten, gaben sie dem Dritten im Bunde die freie Hand.

... Was war da zu machen! ... „Ha", knirschte der Baron, „diese Geschäftsmänner sind doch ohne Großmuth!" ... Aber — was war zu machen?

Zwölftes Kapitel.

Was sollte er machen? Die Brautleute waren in den Tagen nach der Katastrophe so glücklich und so voll Dankbarkeit, die Baronin war wie neu geboren, Fritz so fleißig und solid geworden, und der Commerzienrath zeigte sich, mit kluger Taktik, so selten auf dem Schauplatz, daß Riedgras niemals Gelegenheit fand, seine üble Laune an den Mann zu bringen. Womit nicht gesagt ist, daß er je ein freundlicheres Gesicht machte als einer, der sich von Gott und Welt mißhandelt wähnt. Dabei konnte er sich nicht verhehlen, daß seine verwickelten Geschäfte vom Vater des zukünftigen Schwiegersohns mit ebenso kundiger als discreter Hand entwirrt und geordnet wurden.

Es dauerte nicht lange, und er konnte wieder frei athmen und ruhig in die Zukunft blicken. Aber — in die Falle gegangen und blamirt bin ich doch! O, diese Geldmenschen kennen keine Großmuth!

Und der Name, der Name! Wenn sie wenigstens Riedesel heißen möchten! Aber Riedel!

So verstrichen drei Monate. An einem der ersten Augusttage erschien der Commerzienrath, um die Freiherrnfamilie nach Kleingöhren zu Gaste zu bitten. Gern hätte der Baron kurzweg abgelehnt, aber die Seinigen nahmen die Einladung mit solcher Freude auf, und andererseits langte und bangte sein eigenes Herz insgeheim nach dem alten trauten Nestchen, heraus aus dem Lärm und Wirbel der Residenz, daß er annahm. So fuhr man denn im Morgengrauen des nächsten Sonntags mit der Bahn zur nächsten Hafenstadt, wo der junge Riedel mit seiner Equipage die Familie bereits erwartete. Der Baron sog den Theergeruch des Hafens wie die Würze des Waldes, der sie unmittelbar hinter der Stadt in seine Schatten nahm, mit Entzücken ein. Ach, und zuweilen trug der leichte Wind ein Geräusch, das sein geübtes Ohr sofort von dem ähnlichen Waldesrauschen unterschied,

zu ihm — den Wellenschlag der See. Am liebsten hätte er sich unter eine Buche hingestreckt und einen Tag lang endlich wieder den Zauber der Heimat genossen. Denn im veränderten, verwüsteten Kleingöhren erwartete er nur schmerzliche Stunden. Sein künftiger Schwiegersohn hatte ihn schon beim Empfang darauf vorbereitet, indem er um Entschuldigung bat, daß er seine Gäste nicht den Strand-, sondern den Waldweg fahren werde. Die Seefront des Schlosses sei durch Baugerüste, der Vordergarten durch mancherlei neue Anlagen —

„Verstehe Sie vollkommen", war ihm Riedgras ins Wort gefallen, „und danke Ihnen für die Rücksicht. Ich kann mir vorstellen, wie es dort aussieht. Vielleicht habe ich nach einer Flasche Lafitte das Herz, mir die neuen Anlagen anzusehen. Vorläufig ziehe ich vor, über die Hintertreppe in mein altes Vaterhaus zu kommen."

Ueber die Hintertreppe nun kamen sie allerdings nicht ins Schloß, sondern wurden vom Commerzienrath, der die Familie an der Spitze einer festlich gekleideten Schaar, der sämmtlichen männlichen und weiblichen Diener und anderer Kleingöhrener Be-

kannten, empfing, aus dem Wagen sofort in einen geräumigen, neu und prächtig ausgestatteten Saal des Erdgeschosses geleitet, wo die wohlbesetzte und blumengeschmückte Tafel stand.

Wie sehr aber der joviale Commerzienrath sich bemühte, Leben und Lust in seine Tischgesellschaft zu bringen, es gelang ihm schlecht. Die Baronin hatte, seit sie den Fuß ins Haus gesetzt, das, ehedem von ihr verachtet, nun sie anheimelte — wie ja auch ein treuer alter Diener durch eine neue Livree nicht verändert wird — mit ihrer Rührung zu kämpfen, und das Brautpaar nährte sich, nach der Regel aller Verlobten, von zärtlichen Blicken und stummer Seligkeit. Der Baron endlich wurde weder durch den Wein, noch durch den Mundschenk, seinen wiedergefundenen Kammerdiener Johann, noch durch die Anhänglichkeit, welche sich in den Gesichtszügen des Pastors wie in den tiefen Zügen des Försters aus dem Glase kundgab, heiterer gelaunt. Es war ein vielsagender, beinahe böser Seitenblick, den er dem Commerzienrath zuwarf, als dieser beim Dessert zu einem Toaste sich erhob.

„Geehrteste Anwesende“, begann der Amphitryon in seiner gewohnten Art und Weise, die wir am tref-

fendsten mit dem Volksmund „unverfroren“ benennen, „geehrteste Anwesende! Ich weiß nicht, wer zuerst diese Welt ein Jammerthal genannt hat . . .“ Der Pastor runzelte ahnungsvoll die Stirn. „Ich bin nicht seiner Ansicht, finde vielmehr, daß es sich auch hienieden ganz angenehm lebt, wenn man nur eins, nämlich die Kunst zu leben versteht. Ich nenne mich auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, in *dieser* Kunst Meister. Denn betrachten Sie mich — sehe ich nicht aus wie einer, der *gesund* und *zufrieden* ist? — Ich bin Beides, und das ist der höchste Triumph der Lebenskunst. Wenn Sie mich aber um das Geheimniß derselben fragen, so weiß ich Ihnen das Ganze nicht bündiger und besser als mit den Worten auszudrücken, die ich einmal irgendwo gelesen habe: *Man muß nur ein wenig warten, um die Menschen zu lieben.*

Meine Herrschaften, die Zurückhaltung im Urtheilen, besonders im *Verurtheilen*, macht uns die Welt freundlich und die Weltbewohner zu Freunden. Ein wenig Geduld, und er, den wir nach dem ersten Eindruck oder vom Hörensagen für einen Mann von Stein gehalten, zeigt uns Liebe, Milde, Sinn für alles

Gute und Schöne . . . Als alter Praktikus erläutere ich meinen Satz sofort durch ein Beispiel. — Betrachten Sie wiederum mich! Es dürfte die Majorität meiner verehrten Gäste bisher der Ansicht gewesen sein, daß bei mir das Portemonnaie Hirn und Herz, Vaterland, Poesie, kurz Alles vertrete. Und doch kann ich Ihnen von besagtem Manne versichern, daß er zur Stunde das Glück des jungen Paares vor ihm ebenso warm und voll empfindet, wie er den feuchten Schimmer eines gewissen mütterlichen Auges und die Mißmuths-wolke auf einer gewissen Stirn recht wohl versteht. Und nicht deshalb freut sich der Besagte über Fortunens Gunst, weil sie *ihm* geworden, sondern weil der Glückliche im Stande ist, *Glück mitzutheilen*. Herr Baron, mein Herz geht jetzt im Galopp, ich weiß nicht mehr, was ich sage, weiß nur, daß ich von Ihnen wohl einmal einen *herzlichen* Händedruck haben möchte, weil — nun ja, weil man vielleicht doch nicht allzu lange ‚warten' muß, um etwas Liebenswerthes an mir zu finden — und weil auch der Edelmann nicht braver als *brav* sein kann . . . Im Uebrigen haben Sie das Recht, wenn Ihnen meine Rede nicht gefällt, mir den Stuhl vor die Thür zu setzen. Denn

die Wahrheit muß heraus: ich bin hier blos Gast, Kleingöhren ist seit gestern notariell und unwiderruflich das Eigenthum Ihrer Fräulein Tochter. Um Ihnen außerdem zu beweisen, daß auch ein Fabrikant galant sein kann, bitte ich Sie, mit mir auf den Balkon zu treten und sich dort zu überzeugen, daß die junge Schloßherrin, auf deren Wohl ich mein Glas leere, künftighin von Kalk und Thon nichts mehr zn leiden hat!"

Ein prächtiger persischer Teppich, der die Frontwand in ihrer ganzen Höhe und Breite verdeckte, rollte auseinander . . . Auf den Balkon, der sich zeigt, eilt der Freiherr als der erste, schaut hinab und glaubt zu träumen — die Fabrik ist verschwunden, wie in die Erde versunken ohne eine Spur; dafür zieht sich wie vordem, aber unendlich üppiger und schöner, ein Garten mit Busch und Rasen, Marmorbildern und Springbrunnen, zn beiden Seiten eingefaßt von dem unentweihten, alten, herrlichen Wald bis zum Strand der blauen See hinab. Nachdem Baron Riedgras erst mit Zweifeln an der Wirklichkeit, dann mit Entzücken über dieselbe das Alles überblickt hatte, wandte er sich nach dem Commerzienrath um.

„Ich sagt' es ja“, lachte er mit Thränen im Auge, „Ihr Geschäftsmänner kennt kein Erbarmen. — Lieber Rath, Ihre Hand! Und Wanda, gib Deinem Schwiegervater einen Kuß!“

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Zur linken Hand.

Novelle
von
Edmund Höfer.

1 Band. 8. Eleg. geh. Preis 3 Mark.

Stephan Lawrence.

Roman
von
Mrs. Edwardes.
Aus dem Englischen von Sophie Verena.
4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 12 Mk.

Debenham's Gelübde.

Roman
von **A. B. Edwards.**
Aus dem Engl. von **Anna Wünn.**
4 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Mark 50 Pf.

Gewonnen — nicht umworben.

Roman
von **James Payn.**
Autoristrte Ausgabe.
3 Bände. 8°. Eleg geh. Preis 8 Mark.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Pariser Todtentanz.

Roman in 2 Abtheilungen
von
Max von Schlägel.

1. Abth.: Nach uns die Sündflut! 2. Abth.: Der rothe Fasching.
6 Bände. Preis 13 Mark 50 Pf.

Der Lebensretter.

Humoristischer Roman
von
Graf Ulrich Baudissin.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 6 Mark.

In engen Kreisen.

Roman
von
Graf Ulrich Baudissin.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 9 Mark 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Frauenherzen.

Zwei Novellen

von

Louise Mühlbach.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 Mark.

Nomaden.

Roman

von

Robert Byr.

5 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 12 Mark.

Wrak.

Zwei Novellen

von

Robert Byr.

Inhalt: Trümmer. — Der Tuwan von Panawang.

4 Bände. 8°. Elegant broch. Preis 10 Mark 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Die Ehefabrikanten.

Komisch-socialer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 8 Mark

Modelle.

Humoristischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 8 Mark.

Der Elephant.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Christoph Pechlin.

Eine internationale Liebesgeschichte
von
Wilhelm Raabe.

2 Bände. Eleg. brosch. Preis 8 Mark.

Meister Autor
oder
Die Geschichten vom versunkenen Garten.

Von
Wilhelm Raabe.

1 Band. Eleg. broch. Preis 4 Mark 50 Pf.

Das Hintergebäude.
Eine Erzählung
von
Friedrich Gerstäcker.
1 Band. Preis 2 Mark 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Fall von Konstanz.

Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 12 Mk.

Der Majoratsherr.

Roman aus der Gegenwart

von

Otto Müller.

3 Bände. Eleg. broch. 10 Mk 50 Pf.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

F. C. Schubert.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 10 Mk. 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Johannes Scherr:

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Dritte, neu durchgesehene Auflage.

2 starke Bände. Elegant. broschirt 9 Mark.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 3 Mark.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

6 Bände. Preis pro Band 4 Mark 50 Pfg.

Neue Romane aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Wilkie Collins, Die Blinde. (Poor Miss Finch.) Autorisirte Ausgabe. 4 Bände. Preis 12 Mark.

Wilkie Collins, Die Frau in Weiß. Autorisirte Ausgabe. Dritte Aufl. 4 Bde. Preis 3 Mark.

C. Cressieux, Die Kunstreiterin. 3 Bde. Preis 7 M. 50 Pf.

Disraeli, Lothar. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis 12 Mark.

Mrs. Edwardes, Stephan Lawrence. Aus dem Englischen von Sophie Verena. 4 Bde. Preis 12 Mark.

A. B. Edwards, Debenham's Gelübde. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis 10 Mark 50 Pf.

Ernst Eckstein, Novellen. 2 Bde. Preis 5 Mark.

Karl Frenzel, Geheimnisse. Novellen. 2 Bde. 6 Mark.

Karl Frenzel, Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Preis 13 Mark 50 Pf.

Karl Frenzel, Lebensräthsel. Novellen. 2 Bde. Preis 6 Mark.

Fr. Gerstäcker, Das Hintergebäude. Eine Erzählung. 1 Bd. Preis 2 Mark 50 Pf.

Julius Grosse, Der neue Abälard. 2 Bde. Preis 5 Mk. 25 Pf.

Julius Grosse, Offene Wunden. 3 Novellen. 3 Bde. Preis 9 Mark.

A. Grün, Das Forsthaus in den Vogesen. 3 Bde. Preis 8 Mark.

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax". Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis 6 Mark.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heigel, Karl <<von>>

Benedictus Roman

Bd.: 1

Leipzig (1875)

P.o.germ. 19 k-1875,15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319445-5